

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 15.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(14. Fortsetzung.)

Von Liebe wurde so wenig später als früher zwischen ihnen gesprochen. Häßler begnügte sich mit der stillen Ueberzeugung, daß eine grundgelehrte Dame ihm von Herzen geneigt und eigentlich von der Vorsehung für ihn allein bestimmt gewesen sei; und Theodosia Krause war stolz in dem Bewußtsein, daß es wenigstens einen Menschen gebe, der sie wirklich geliebt hatte und bis an sein Ende lieben und verehren würde. Diese zarten Gefühle in's Praktische zu übersetzen, erlaubte dem „Spezialisten“ der Gedanke an die verzweifelste Energie seiner Susanne nicht, und der guten Theodosia verwehrte es ihr sich an der Seite des alten und körperlich gebrechlichen Gatten bis zur Uebertreibung steigern des Anstands- und Pflichtgefühls.

Als der Gatte gestorben war, gründete sie das Unterrichts-Institut und war in ihrer neuen Würde fast noch mehr als vorher der Gegenstand höchster Verehrung für den alles Gelehrte mit unbändigem Respekt anstaunenden Traugott Wilhelm Häßler.

Man wird begreiflich finden, daß ihr der Besuch dieses Mannes stets willkommen war, und es hätte sie wirklich schmerzlich berührt, wenn sie ihn diesmal nicht hätte empfangen können. Daher war sie dem ihrerseits so hoch verehrten Konsistorialrat für seine Aufforderung, sie möge den Besuch annehmen und für die Freundlichkeit, mit der er von Häßler sprach, von Herzen dankbar — es war ein herrlicher Mann — dieser geistvolle Diener des Herrn.

Herr Häßler war etwas verduzt, als er sich grade mit diesem Manne bei der Freundin seines alten Herzens zusammenfand.

Er kannte ihn nicht persönlich, aber dem Namen nach — den Konsistorialrat Kölle, den größten und besonders bei allen Frauen ganz außerordentlich beliebten Kanzelredner in B.

Seit er nicht mit Unrecht ein reicher Mann genannt wurde und in Gabriel einen der vorzüglichsten Menschen erzeugt und erzogen zu haben meinte, hatte sich Häßler Vater das Sichgeniren eigentlich abgewöhnt, aber der ihm eigentümliche blinde Respekt vor allem, was sich ihm als gelehrt präsentierte, machte sich angesichts des Konsistorialrats, dem selbst seine Feinde ein bedeutendes Wissen nicht absprechen konnten, doch in störender Weise geltend.

Der Konsistorialrat schien nun aber einmal heute seinen lebenswürdig-leutseligen Tag zu haben, er erwiderte die ungeschickte devote Verbeugung Häßlers mit gewinnender Lebenswürdigkeit und sprach seine Freude aus, Herrn Häßler kennen

zu lernen, von dessen ehrenfester Religiosität und fernigem Patriotismus er öfters gehört habe.

Frau Theodosia bestärkte den geistlichen Herrn in seiner guten Meinung nach Möglichkeit und erzählte, daß ihr alter Freund Herr Traugott Wilhelm Häßler einen Sohn habe, der ihm an Biederkeit und Frömmigkeit nachgeartet sei, und als Herr Häßler unter vielen Hä-häs, deren Ton man anhörte, wie sehr sich der gute Mann geschmeichelt fühlte, alle die Lobeserhebungen bescheiden ablehnen wollte — es wäre das alles nicht so schlimm, sagte er, wenigstens was ihn anbeträfe, sein Gabriel allerdings wäre ein Kerl, wie er im Buche stände, — da entgegnete ihm Frau Theodosia Krause sehr eifrig und mit warmer, obgleich würdevoller Bestimmtheit, seine Bescheidenheit sowohl als sein volberechtigter Vaterstolz sprächen besser für ihn, als ihr Mund es könnte, aber von Herrn Gabriel Häßler fühle sie sich doch gedrungen, dem verehrten Herrn Konsistorialrat mitzuteilen, daß dieser ausgezeichnete junge Mann schon deshalb ein Muster für die anderen jungen Herren sei, weil er ein eifriger Besucher der Kirche wäre — was ja heutzutage von der jungen Männervelt — dem Himmel sei es geklagt — sonst fast garnicht mehr gerühmt werden könne.

Der Konsistorialrat stimmte bei, auch den exemplarischen Gabriel kannte er. Er hatte ihn selbst schon mehrmals beim Abendmal gesehen, welches Häßler junior auch tunlichst oft zu nehmen pflegte. Die Religion schein dem jungen Manne eine Herzenssache im besten Sinne des Wortes zu sein, vermeinte der Herr Konsistorialrat, und damit traf er den Nagel auf den Kopf, — denn Gabriel Häßler frequentirte die Kirche ausschließlich der vielen jungen Damen wegen, welche allsonntäglich in den Gotteshäusern ihren Staat zur Schau stellten und ihre mehr oder minder hübschen Gesichter, und welche nirgends zalreicher, andächtiger und angeregter, so recht aufgeschlossenen Herzens anzutreffen waren, als wenn der Konsistorialrat Kölle von der Kanzel oder dem Altar seine steinerweichenden Ermahnungs- und Aufrüttlungsreden herabdonnerte.

Jetzt schien es dem alten Häßler erspriesslich, auf die Ursache seines Besuches zu kommen. Nachdem er sich die Sache einigermaßen überlegt hatte, schien es ihm, als ob die Anwesenheit des geistlichen Herrn — dessen Eigenschaft als Schulinspektor er kannte — nur von Vorteil sein könne.

Darum sagte er seufzend, er würde wirklich einer der glücklichsten Menschen sein, wenn ihm alle Mitglieder seiner Familie soviel Freude machten, als sein Gabriel, aber leider, leider —

doch hä, hä! — er wolle die Herrschaften nicht mit Familienangelegenheiten langweilen, er müsse eben sein Päckchen Kummer hübsch allein tragen — hä, hä! — obgleich ihm das manchmal — der liebe Gott wisse es — recht schwer falle. Er bekräftigte das noch durch einige kräftige Hä-Häs und nahm dann verstopfen und wehmützlich eine Priese.

Der Herr Konsistorialrat war aber ein sehr teilnehmender Mann, daher konnte er sich nicht entbrechen, Herrn Häfler freundlich mild aufzumuntern, er möge nur sein Herz ausschütten. Das sei ja grade die schöne Aufgabe der Knechte Gottes, ihren Brüdern in Christo all' ihr Weh und Leid tragen zu helfen und mit Gottes Hilfe zu erleichtern.

Seine Richte, begann Herr Häfler auf diese Aufmunterung hin, die, die hier im Institute bei der verehrungswerten Frau Krause eine so vorzügliche Stellung gefunden, sei — er könne es einmal nicht ändern und auch nicht verschweigen, — auf arge Umwege geraten. Sie wolle mit aller Gewalt einen Ungläubigen heiraten — einen Kezer — einen Menschen, der — es schauere einem Christenmenschen schon die Haut, wenn er so was bloß sagen müsse — an nichts, an gar nichts glaube. Er, der Onkel und Vormund, habe sich natürlich gegen so eine Sünde mit Händen und Füßen gestraubt, ja, er und vor allen Dingen sein Sohn, sein guter, wirklich herzenguter Gabriel — hätten sich förmlich aufgeopfert — wären dem Mäd'el wirklich so liebevoll entgegengekommen — so, na, er möchte es gar nicht sagen, wie. Aber es habe halt alles nichts genützt, die Friederike sei nun einmal ein furchtbarer Trozkopf — wie die Weiber alle seien — hier lächelte der Konsistorialrat und hustete ein wenig; Vater Häfler merkte, daß er im Eifer der Erzählung einen Boß geschossen, hustete auch und hä-häte kräftig dazu und fuhr fort: wie manche Männer auch. So wäre denn ihm, dem Onkel und Vormund, zum Pössen die Verlobung öffentlich angezeigt worden und, wenn nicht ein Wunder geschä', käm' auch in nächster Zeit schon die unglückselige Heirat zu Stande. Da wäre aber die arme Friederike, seines leiblichen Bruders einziges Mäd'el, verloren, rein weg, für immer und ewig, denn dieser Mensch, Stein heiße er, sei nicht nur gottlos, sondern auch einer von denen, die noch während ihrer Bräutigamschaft andern Mäd'eln nachlaufen.

An dieser Stelle der Berichterstattung konnte sich die Institutsvorsteherin nicht eines Ausrufes enthalten, der halb Verwunderung und Entrüstung, halb Befriedigung verriet.

„Ist es möglich?“ rief sie. „Sagen Sie, lieber, bester Freund, täuschen Sie Sich da nicht? Dieser Herr Stein sollte es auch mit andern Mäd'chen halten, jetzt, wo er mit dem armen, unerfahrenen Kinde, Ihrer Richte, verlobt ist?“

Herr Häfler hatte die Pause, welche ihm gegönt war, dazu benutzt, von neuem eine Priese zu nehmen. Da er sich nun bei diesem wichtigen Geschäft mit Kleinigkeiten nicht gern abgab, sondern vielmehr ganz enorme Quantitäten eines starkgewürzten Tabakpulvers seinem Riechorgane einverleibte, so standen ihm gewöhnlich und auch diesmal die Tränen in den Augen nach solcher Operation. Er sah daher außerordentlich schmerzbeveget daren, als er antwortete:

„Hä, hä, wenn ich's nicht ganz genau wüßte — ich sag' es gewiß nicht, hochgeschätzte und liebe Frau Krause — hä, hä — ich gewiß nicht.“

Frau Krause nickte gleichfalls gerührt, sie wußte ja, daß die treueste Seele von der Welt ihr gegenüber saß.

„So z. B. — hä, hä — hat gestern der Stein einer jungen Mamsell fast, hä, hä! die Bude eingelaufen und hat nicht eher geruht, bis sie sich von ihm hat sprechen lassen und ist dann sumdenlang bei ihr gewesen.“

Die Frau Institutsvorsteherin war sehr wißbegierig geworden und zeigte das unverholen, während der Konsistorialrat sich nicht rührte und regte, obgleich er von der weitsehigen Erzählung, die Personen und Verhältnisse berührte, welche ihm völlig gleichgültig sein konnten, auch kein Wörtchen verlor. —

„Unerhört — unerhört — das muß Friederiken erfahren,“ ereiferte sich die würdige Frau Krause. „Aber was muß das auch in aller Welt für ein Mäd'chen sein, welches die — die Huldbigungen eines verlobten Mannes entgegennimmt?“

„Das Mäd'chen — hä, hä! — die junge Dame kann warscheinlich garnicht dafür — das, hä, hä! das weiß ich aus allererster Quelle — aber er — der Stein — hä, hä! er läuft ihr nach, er — hä, hä! — er belagert sie förmlich in ihrer Wohnung und — hä, hä — geht ihr dann nicht vom Leibe — hä, hä!“

„Sie kennen den Namen dieser Dame, werter Herr Häfler?“ fragte der Konsistorialrat.

„Na ob ich den kenn', hochverehrter Herr Konsistorialrat, hä, hä! Ein Fräulein Specht ist's — hä, hä, Fräulein Elfriede Specht.“

Fräulein Elfriede war stadtbekant und, wie wir wissen, nicht grade von der vorteilhaftesten Seite. Sie war mehr als einmal der Gegenstand sittlich entrüsteter Unterhaltung in dem Damenkränzchen gewesen, dessen Präsidentin zu sein die würdige Frau Krause seit langen Jahren sich rühmen durfte.

Die wadre Dame schlug daher die Hände über dem Kopfe zusammen ob dieser entsetzlichen Nachricht.

„Fräulein Specht?“ sagte sie. „Fräulein Specht — nein, das übersteigt allerdings alle Begriffe. Dieses Fräulein Specht, verehrter Herr Konsistorialrat,“ die gute Frau war in ihrer Aufregung ganz außer Atem gekommen und schnappte daher erst ein parmal nach Luft, ehe sie den begonnenen Satz vollendete, — „dieses Fräulein Specht ist eine leichtfertige Person, die zu einem Gottesleugner, wie der Herr Stein, allerdings vortrefflich passen mag, aber — — Frieda — dieses arme Kind, meine gute, kleine Häfler — ja, so ist es, wenn ein Mensch nur einen Schritt vom Pfade des Rechts und Guten abweicht — er kann von Glück sagen, wenn er nicht für Zeit und Ewigkeit in dem unergründlichen Abgrunde des Bösen verschwindet.“

Den alten Herrn Häfler brachten diese Worte einigermaßen in Verlegenheit — er wollte was sagen, wußte nur nicht recht was.

Da erhob der Konsistorialrat wieder seine Stimme und sie klang ruhig und schlicht, wie man sie nicht oft hörte:

„O, meine Verehrte, wir sind allzumal Sünder — urteilen wir nicht zu hart über die Schwäche eines Mäd'chenherzens — greifen wir vielmehr mit starker hilffreicher Hand zu, um die Strauchelnde vor dem Falle zu bewahren.“

Herr Häfler Vater nickte äußerst befriedigt.

„Ja wol — hä, hä! deswegen grade bin ich zu meiner verehrten Frau Direktor Krause gekommen — auf mich, ihren Vormund, gibt das Mäd'el sowieso nichts mehr, dafür hat der nichts-nuzige Kerl, der Stein, wolweislich gejorgt. Aber — hä, hä! wenn unsre Frau Krause ihr so recht ins Gewissen — hä, hä! Gewissen redte und ihr klar machte, was das für ein Kerl ist, dieser Stein und daß sie mit dem im Leben nicht in den Himmel kommt, wenn hä, hä! wenn — —“

Es fiel ihm plötzlich ein, daß ihm da wieder eine recht unglückliche Redensart über die Lippen gepurzelt war, dieweil man im Leben überhaupt nicht so eigentlich in den Himmel kommt, er blieb daher stecken und suchte sich durch eine ungewöhnlich große Dosis Hä-Häs und eine Priese Schnupftabak über die Verlegenheit hinwegzuhelfen.

Frau Krause erklärte, sie hätte der kleinen Häfler schon öfter warhaft mütterlich zu Gemüte gesprochen, hätte ihr all' die furchtbaren Gefahren einer Verbindung, ja selbst einer Bekantschaft mit einem Antireligiösen, einem Freigeist und Heiden so beweglich als nur möglich vor Augen geführt, sie hätte sogar darauf hingewiesen, daß sich für Friederike leicht eine andre, viel bessere Partie finden würde.

Herr Häfler stimmte sehr energisch zu. Eine ganz verdamt viel bessere Partie hätte sie machen können, bestätigte er. Aber wen der liebe Gott strafen wolle, den schlage er eben mit Blindheit, das wär' nun mal nicht anders.

„Wenn man einen soliden und gottesfürchtigen jungen Mann wüßte, der dem Mäd'chen geneigt wäre,“ sagte der Konsistorialrat langsam, sein großes Haupt wie in tiefstem Nachdenken hin- und herbewegend.

„D, da weiß ich einen, eigentlich mehrere,“ erwiderte die alte Dame lebhaft. „Und merkwürdigerweise, hochverehrter Herr und Gönner, ist es grade Ihr Schützling, der Herr Kandidat Schmeltz, welcher eine Neigung zu der kleinen Häfler gefaßt zu haben scheint.“

„Schmeltz — ah — er,“ schien sich der Konsistorialrat zu verwundern. „Die junge Dame könnte unserm Herrn und Heiland garnicht dankbar genug sein, wenn er ihr diesen Jüngling als Eheherrn zusürte. Eine edle, duldsame, in Wahrheit gottgefällige Natur, mir einer der liebsten meiner Schüler.“

Der alte Herr Häfler schien sich in dem Gedanken, daß seine Richte einen andern als Stein heiraten sollte, riesig zu gefallen. Das wäre das Richtige, sagte er, wenn einer sie dem Stein weg'nüchte, und da die Weiber alle wankelmützig wären —

Diesmal traf den biedern Häfler ein so vorwurfsvoller, fast

strafender Blick aus den grauen Augen seiner alten Freundin, daß er sofort wieder stumm wurde.

Dafür ergriff die Dame selber das Wort. Sie sei ganz und gar dieser Meinung, aber leider hätte sie gefunden, daß ihrer lieben Friederike bislang auch so nicht zu raten und zu helfen gewesen sei, sie hätte mit ihr wie eine Mutter mit ihrer Tochter gesprochen, sie zu rühen und zu erschüttern versucht, und ihr dann die lockendsten Aussichten eröffnet; mehr als einmal habe das arme Kind auch die bittersten Tränen vergossen, aber die wahrhaft dämonische Gewalt dieses Stein über das unglückliche himmlische Mädchenherz sei doch so groß, daß trotz alledem — dem Himmel sei es geklagt! — garnichts mehr auszurichten gewesen sei.

Da erhob sich der Herr Konsistorialrat von seinem Sitz und legte der Institutsvorsteherin, welche sich in die größte Erregung hineingeredet hatte, seine weiße Hand, die nicht klein, aber so weich und in Fleisch und Haut beinahe durchscheinend zart war, wie die Hand einer Wachsfigur, auf die Schulter.

„Seien Sie getrost, meine würdige Frau, und auch Sie, gelehrter und lieber Herr Häßler, der Himmel wird auch hier helfen und die Verirrte auf den richtigen Weg zurückführen. Der heilige Geist gibt es mir ein, daß ich dazu berufen bin, Ihnen beizustehen in Ihren guter Christen-Seele würdigen Bemühungen. Wir werden diese arme Seele retten vom ewigen Verderben. Der Herr wird mich erleuchten und stärken zu diesem Werk — des bin ich gewiß.“

Die Institutsvorsteherin war so gerührt von diesen Worten, daß sie dem Konsistorialrat fast die Hand geküßt hätte.

Herr Häßler verblüffte und entzückte diese Wendung der Dinge zugleich. Der Herr Konsistorialrat wollte die Kiefe „retten.“ Das war zwar sehr merkwürdig, aber auch sehr schön. Insonderheit gönnte der gute Onkel und Vormund diese Rettung seiner Nichte von ihrem Verlobten beiden von Herzen. Wie der Konsistorialrat dieses gute Werk zustande bringen wollte, darüber machte er sich keine Kopfschmerzen. So'n schwer gelehrter Mann, der am Ende noch viel mehr weiß als Jung-Gabriel, kann alles, wenn er nur will, dachte er sich. Also warte nur, Kiefe! brumte er höchst befriedigt, aber ganz leise vor sich hin und nahm noch eine Priese, um sein Behagen hinter seinem roten, großgeblühten Taschentuche verbergen zu können.

Frau Krause glaubte, ihr gemütvoller Freund suche zu verbergen, daß auch ihm die Weihe der Situation helle Fäden in die Augen getrieben hätte. Sie suchte ihn daher zu beruhigen: das arme Friederichen stehe jetzt in guter Hand, der Himmel werde ihm, dem gewissenhaften und zärtlichen Vormund, an seiner Nichte noch Freude gewähren und Lohn für seine väterliche Sorge und Mühe.

Herr Häßler versuchte nun seiner Freude über die „kolossale Güte“ des Konsistorialrats möglichst warmen Ausdruck zu geben; aber dieser ließ sich auf lange Redensarten und Komplimente nicht mehr ein und lehnte alle Huldigungen entschieden ab. Dagegen ließ er sich von der Institutsvorsteherin genaue Auskunft über die Lebensverhältnisse und die verwantschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen Friederikens geben. Als er hörte, daß sie einen Bruder habe, der Student sei und, wie Häßler hinzufügte, eine bunte Mütze trüge wie viele von den grünshnäbligen Hausnarren, nickte er befriedigt und stellte die Herrn Häßler aufs höchste verwundernde Frage, welche Farben der Deckel und

Kand der Mütze zeigten. Herr Häßler wußte nur, daß die Mütze blau sei; Frau Krause aber erinnerte sich von einem Besuche her, den Ernst Häßler vor nicht langer Zeit seiner Schwester in der Anstalt abgestattet hatte, daß der Kand blau-rot-weiß sei; ebenso wie das Band, welches der junge Mann über der Brust getragen habe.

Diese Mitteilung befriedigte den Herrn Konsistorialrat ganz auffällig.

„Das trifft sich gut,“ sagte er sogar. „Ich möchte Ihnen vorläufig nun raten, Ihre eignen Bemühungen gänzlich einzustellen und Fräulein Häßler so wie eine Verirrte, nicht verlegend, aber mit möglichst zurückhaltender Würde zu behandeln. Es handelt sich mir darum, daß dem unglücklichen Mädchen auf diese sehr eindringlich einzurichtende Weise ihr Unrecht zum Bewußtsein gebracht werde.“

Die Institutsvorsteherin fragte, ob sie ihr auch nicht von der Flatterhaftigkeit und Untreue ihres Geliebten Mitteilung machen solle. Auch das hielt der Konsistorialrat nicht für erprießlich; er habe es anfangs gleichfalls für richtig erachtet, indessen gedenke er selbst zunächst Nachforschungen nach dem gesamten Lebenswandel jenes Herrn Stein anzustellen, ehe er das Gemüt des zu bemitleidenden Mädchens durch eine solche Nachricht beunruhigt sehen möchte. Sei Stein nicht zum Guten zu beeinflussen und sei er eines ursprünglich so gut angelegten Mädchens, wie Friederike Häßler, in der Tat durchaus unwürdig, so sei es Christenpflicht, rasch wirkende, energische Mittel zur Heilung dieses krankhaften Liebesgefühls anzuwenden.

„Das alles wollen Sie vertrauensvoll meiner Fürsorge überlassen, Sie meine verehrte Frau und Sie werter Herr Häßler.“ So schloß der hochwürdige Herr, indem er beiden Angeredeten seine Hände reichte und sich ihnen empfahl.

Als Frau Krause zurückkehrte — sie hatte es sich nicht nehmen lassen, den Konsistorialrat bis an die Treppe zu geleiten — so floß ihr Mund schier über von Lob und Bewunderung für den außerordentlichen Mann. Wie herrlich hätte er sich heute wieder in der unendlichen Fülle seiner christlichen Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft gezeigt für alles, was da leide oder zu sündigen im Begriff stehe! Es sei eben ein einziger Mann — nicht nur ein edler, nein ein wahrhaft großer Mann!

Herr Häßler sen. konnte das nur bestätigen, umsomehr als er auch nicht die leiseste Ahnung hatte, was der Konsistorialrat eigentlich nun beginnen und weshalb er sich auf die ganze, ihm doch eigentlich recht fern liegende Angelegenheit überhaupt eingelassen haben könnte. Christliche Nächstenliebe — nun ja — hä, hä — das mußte der Grund eigentlich sein und zwar ganz kolossale christliche Nächstenliebe, erklärte der biedere Herr denn auch so recht treuherzig seiner alten Freundin — einen andern vernünftigen Grund sah er in der weiten Gotteswelt einfach nicht für so was. Er, Häßler, hä, hä, liebe seinen Nächsten zwar auch auf christlich wie sich's schicke, aber so total die Angelegenheit eines im Grunde wildfremden Menschen, wie er dem Konsistorialrat gegenüber sei, zu seiner eignen zu machen, das habe er doch eigentlich noch nicht fertig gebracht, und dabei sei der Konsistorialrat doch wahrscheinlich noch mehr beschäftigt und in Anspruch genommen, hä, hä, als er.

(Fortsetzung folgt.)

## Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie.

Von Manfred Wittich.

(2. Fortsetzung.)

Zur Erziehung gehörte für die Frauen namentlich Zucht und Sitte nach höflichen Formen, was jene Zeit moralitas nante. Was fremden Mannes Hand berührt hatte, durfte die edle Frau nicht anfassen. Streng verboten war es, Mannesgewand zu tragen. Frost und Scham bestimmen die Wäsche spülende Sudrin nicht, den ihr von ihrem Erlöser angebotenen Mantel anzunehmen: „Es soll niemand sehen, daß ich je Mannes Kleider trug!“ Das Tragen von Hosen war in Irland genügender Scheidungsgrund. Männer lange anzustarren war natürlich verboten, aber unerlässlichen nahenden Mann zu grüßen, selbst Kaiserinnen erheben sich vom Sessel, tritt ein Mann grüßend in ihre Nähe. In Frankreich zogen sogar Damen die Haube ab. Nicht zu groß und nicht zu klein sollen die Schritte sein, leise soll die Frau dahin

wandeln, nicht die Augen hin und her flankieren lassen, Geschwätzigkeit und vorlaut Wesen war verboten, bei Tische nebst vielem andern mäßig zu sein in Speis und Trank strenge Vorschrift. Nun können wir uns eingehender zu dem eigentlichen Kern und Stein mittelalterlicher höfischer Kultur, zum Frauen- oder Minnedienst wenden.

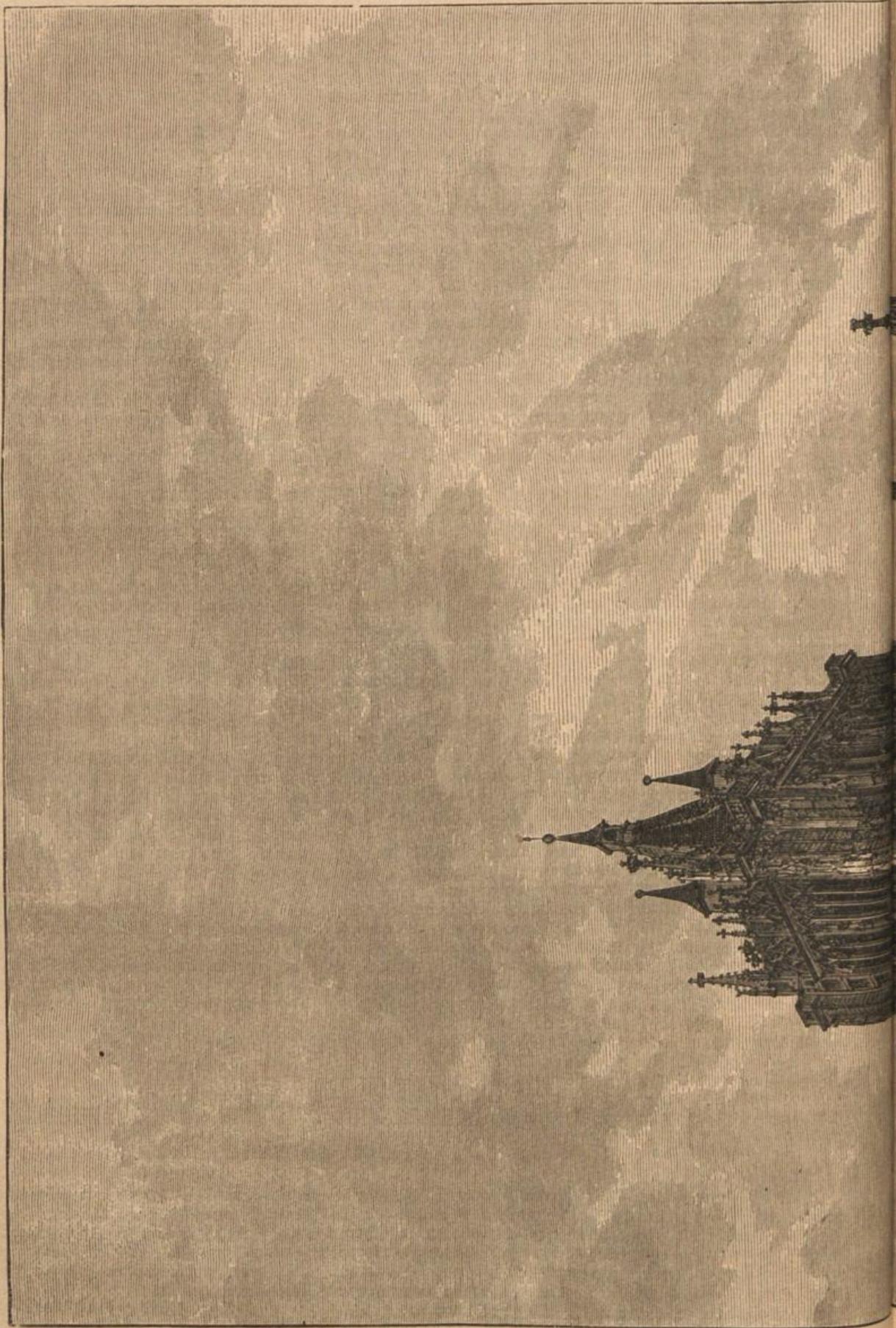
Das Wort Minne, frühe schon einer Wurzel entsprossen, welche eine geistige Tätigkeit ausdrückt, heißt eigentlich lebhaftes Angedenken an den mit Liebe umfaßten Gegenstand. Rechtlich hieß es soviel wie Bündnis; „nach Minne durch Minne“ ward stehende Formel für einen Austrag einer Streitfache auf gütlichem Wege. Bei Ankunft von Gästen trank man des Willkommens Minne, beim Gehen derselben des Abschieds Minne.

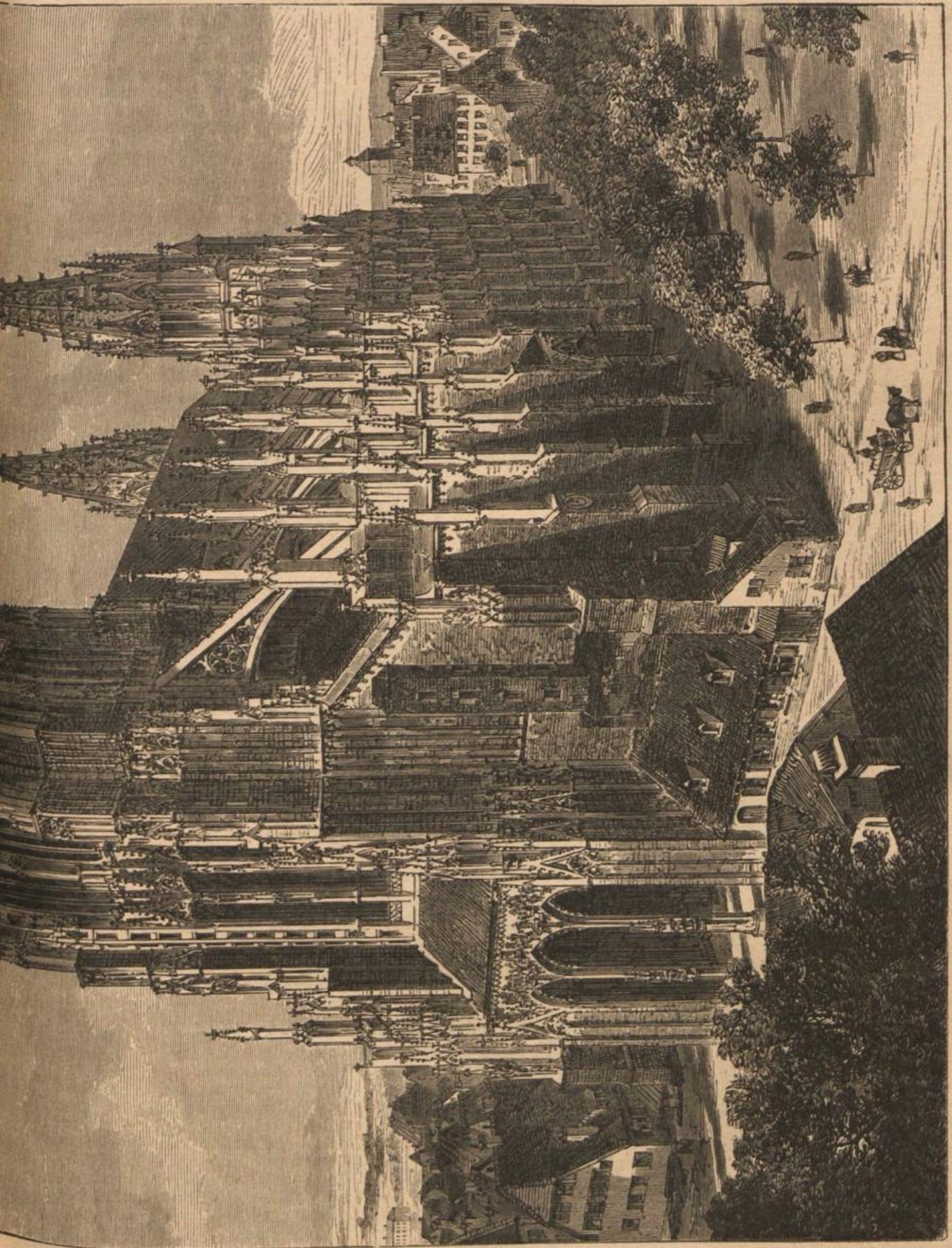
Dann bedeutet dieses Kronjuwel unseres deutschen Wörterbuches namentlich das, was wir heute Liebe nennen, welsch letzteres Wort damals mehr wolkende Freundlichkeit und Empfindung derselben bedeutet. So hoch stand das Wort Minne im Werte bis zum 15. Jahrhundert; später wird es sprachlicher Proletarier und kommt nur vor von — Zuchstieren und ihrer viehzüchterischen Bedeutung!

Der Frauendienst und die Minnepoesie haben ihre Verächter und Feinde. Nicht erst der Frauenfeind Schopenhauer erfand das Wort von der „abgeschmackten christlich-germanischen Weiberverehrung.“ Grillparzer vergleicht diese Dichterbüthe mit Wasser in Pfützen und Wagen Spuren der Landstraße. Aber das viel angeführte Wort Schillers über diesen Gegenstand bedarf einer Richtigstellung. Tieck hatte Uebersetzungen von Minneliedern herausgegeben, über die Schiller folgendermaßen urteilt: „Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ebenso aussehen. Welch eine Armut an Ideen! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen! Und die Blumen, die duften und die Früchte, die reifen und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling, der kommt und der Winter, der geht und nichts, was da bleibt — als die lange Weile!“ Dagegen halte ich ein: Tieck versuchte das schwierige Stück Arbeit, die mittelhochdeutschen Lieder in's Neuhochdeutsche umzuarbeiten als einer der ersten, er der Romantiker;

und von den Romantikern hatte Schiller sowie Göthe eben keine sonderlich hohe Meinung, namentlich fürchtete ersterer die religiöse Reaktion, die ja in zahlreichen Uebertritten zum Katholizismus seitens verschiedener Romantiker klar an den Tag gelegt

war. Wichtiger ist für uns das Urteil Schillers über die ganze höfische Kultur aus einem Brief an Freund Wolzogen nach der Lektüre des Ariost: „ich habe den angehenden rasenden Roland gelesen.“ Oder eine andere Brieffstelle: „Gebt mir Märchen und





Der Münster in Achn. (Seite 192.)

Rittergeschichten.“ Oder vom 7. Juli 1788: „er habe die Ruine Blankenburg gesehen und wolle einen ganzen Tag, sich in die Ritterzeiten hineinzuträumen. Wie würde er sich jetzt gern hineinträumen, wenn er unsere heutigen Veröffentlichungen und Hilfs-

mittel aller Art kenne! Schiller halte man also lieber den Freunden mittelalterlicher Kunst und Poesie nicht mehr entgegen; den unheilbaren Frauenhassern können wir freilich nicht helfen, sondern sie nur mitleidig bedauern, denn literarische Gründe

würden da doch nicht helfen, wo das Leben und die fünf gefunden Sinne nicht zu helfen vermögen.

Die Minne zwischen Ritter und Frauen war der Glanzpunkt der Höflichkeit, hier konnte der Ritter als Mannesideal, hier die edle Frau als Frauenideal glänzend zur Geltung kommen. Es kommt auch zum Ausdruck bei den Dichtern, daß die Minne der Brennpunkt alles Schönen und Edlen sein sollte, was die Zeit kannte, das höchste Heil, was dem Menschen widerfahren kann. Walther von der Vogelweide singt:

„Minne ist ein gewönlich Wort  
Und in der Tat doch nicht gewönlich: das ist so:  
Minne ist aller Tugend Hort  
Liebelos wird nimmer mehr ein Herze froh  
Seit ich diesen Glauben habe,  
Frau Minne,  
Freuen sich meine Sinne  
Sollt mein Trost vergehen, das wär' schlimme Gabe!“

Als mächtig waltende Göttin wird die Minne von demselben Sänger auch gefeiert in dem Vers:

„Wer gab dir, Minne, die Gewalt,  
Daß du doch so gewaltig bist?  
Du zwingst beide, jung und alt  
Dagegen rettet keine List.“

„Die Minne ist ein so seliges Ding,“ singt Gottfried, der Dichter des Hohenlieds der Liebe: Tristan und Isolde,

„Daß niemand ohne ihre Lehre  
Weder Tugend hat noch Ehre.“

Reimar von Zweter nennt Minne das beste Wort, eine Vergoldung des Unedlen, einen Schatz über alle Tugend, ein Schloß des Geistes, das gute Werke hütet und verschließt, sie ist Lehrerin reiner Sitten, der Keuschheit und Treue Hausgenoss, den Thoren flieht sie und gesellt sich zu den Weisen, Ehre, Treue und Scham stärkt die Minne, sie ist das edelste in der Welt, dem nur das Weib sich vergleichen läßt.

Dem entsprechend wird denn auch die Frau als der Schöpfung Krone vielfältig gefeiert. Am hellsten und vollsten singt ihr Lob der Nachtigallen Meisterin, Walther von der Vogelweide:

„Durchsüßet und geklümet sind die reinen Frauen;  
Es ward nie nichts so wonnigliches anzuschauen  
In Lüften, auf Erden, noch auf allen grünen Auen;  
Lilien, Rosenblumen, wo die Leuchten  
Im Maientraum durch das Gras und kleiner Vöglein Sang,  
Das ist gegen solche wonnereiche Freude krank.  
Wo man eine schöne Frau sieht, das kann finstern Mut erleuchten  
Und löschet alles Trauern zu derselben Stund.  
So lieblich lachet in Liebe ihr süßer roter Mund,  
Und Strahlen aus spielenden Augen schießen in Mannes Herzens Grund.“

Und an einer andern Stelle:

„Gott hat gehöhrt und gehöhret reine Frauen,  
Daß man ihnen wohl soll sprechen und dienen zu aller Zeit.  
Des Welken Hort mit wonniglichen Freuden leit (liegt)  
An ihnen. Ihr Lob ist lauter und klar. Man soll sie schauen;  
Für Trauer und für Ungemüte (Unmut) ist nichts so gut  
Als anzusehen eine schöne Frauen, wohlgenut,  
Wann sie aus Herzensgrunde ihrem Freund ein lieblich Lachen thut.“

Oder ferner:

Wer verhöhlne Sorge trage,  
Der gedenke an ein gutes Weib, er wird erlöst  
Und gedenke an lichte Tage,  
Der Gedanke war von je mein bester Trost.

Wir würden die Geduld unserer Leser allzustark in Anspruch nehmen, wenn wir den Reichtum unserer Frauenlob singenden Richtung veranschaulichen wollten durch eine Blumenlese einschlagender Stellen. Höchste ersunderlich waren die Sänger in Rosenamen ihrer Geliebten. Sie nennen sie: Lieb, Herzenslieb, Königin über Leib und Gut, Herzenskönigin, meiner Freude Oftertag, süße Rose, Lindendolde, Maienblüte, meines Herzens Klee, mein Zuckerträutlein, mein Gold, mein Hort und Edelstein, meiner Augen Spiegelglas, mein Herzblatt und wie die holden Worte des Veritons alle lauten. Durch gesellige Aufmerksamkeiten im Palast, auf der Haide, bei der Jagd suchte der Minnende zunächst die Gunst seiner Dame zu erobern, nachdem er hiedurch oder durch tapfere Taten schon ihre Aufmerksamkeit zu erregen gesucht hatte. Gelang ihm dies, so trat er zu ihr in ein Verhältnis ähnlich dem des Vasallen zu seinem Lehnsherrn, trug ihre Farben und versprach ihr, immer „treu, hold und gewärtig“ zu sein. Ihr zu Ehren tat er seine tapfren Taten, vermach er seine Speere, verschenkte er sein Geld an das Volk und an die faren-

den Sänger, Spielleute und Gaukler, nahm er das Kreuz zur heiligen Kriegsjahrt in's gelobte Land.

Und anspruchsvoll waren die mittelalterlichen Schönen! Von den sonderbaren Launen seiner Herrin weiß namentlich der Tannhäuser ein Lied zu singen. Er soll ihr den Salamander bringen, die Rhone bei Nürnberg fließen lassen, die Donau über den Rhein schwingen. Wenn der Müuseberg wie Schnee zerint, will sie ihm seine Treue lohnen, er soll ihr ein Haus aus Elfenbein auf einen See bauen, aus Galiläa (!) den Berg bringen, worauf Herr Adam saß, sie will den heiligen Gral, die Arche Noahs, und mehr dergleichen Unmöglichkeiten.

Kein Wunder, daß manch solch armes Minnerlein abmagerte und wirklich zu einem Ritter von der traurigen Gestalt ward. Der verrückteste unter diesen wunderbaren Heiligen ist Ulrich von Pichtenstein. In früher Jugend nähert er sich einer Dame und begehrt ihr zu Liebe und Ehren tausend alberne Streiche. Seine zu dicke Oberlippe läßt er sich abschneiden, weil sie ihr nicht gefällt, er trinkt ihr bei Tafel gebrauchtes Waschwasser, läßt sich einen zerstochnen Finger abhauen und schenkt ihn ihr, da vorher die Wunde nicht erheblich genug erschienen, ja, ekelhaft zu berichten, er mischt sich unter die Aussätzigen, um sie — vergeblich zu erwarten, wenn sie diesen Gaben spendet.

Ein anderer ebenso vollständiger Narr ließ sich einen Fingernagel abreißen, um ihn seiner Dame zu verehren. Ein dritter wieder unnnähte sich, da seine Dame Loba hieß, mit einem Wolfsbalg und ließ sich zu Ehren derselben beinahe von den Hunden ihres Hofes in Stücke reißen. Diese Minnetoren hätten den Spruch Sir Walthers Raleighs beherzigen sollen:

Gib nie dein Herz verloren  
Wo sich keins wieder gibt;  
Der Mann zält zu den Toren,  
Der unerwidert liebt.  
Wir schmäden und verschönern  
Der Mädchen Herz und Haupt,  
Doch manches Herz klingt tönern,  
Das wir von Gold geglaubt.

Bernünftiger, meint Herr Steinmar, es sei eine alte Mähr, daß ein Minner ein Märtyrer sei, dazu verspüre er aber keine Lust noch Anlage und besinge von nun an lieber den Herbst, der ihm dafür zehnerlei Fische, Hühner, Gänse, Schweine und Wurst schenken solle.

Der Minner war vor allem zur Verschwiegenheit verpflichtet und durfte sein etwaiges Glück nicht merken lassen, daher richtet sich der ganze Zorn der alten Dichter gegen die Aupasser, die Morker, welche ihre Damen in strenger Hut hielten. Damit hängt die Geheimhaltung der Besuche zusammen, welche der Liebende seiner Herzkönigin macht. War doch die Minne nicht immer die Einleitung zur Ehe, sondern oft ward der Dienst einer verheirateten Frau gewidmet. Und so war die Schen vor den Morkern nicht immer die jeder zarten Liebe eigene jugendliche Schüchternheit der ersten Neigung, sondern die Furcht der Sünde! Und das ist der Wurm, der in dieser Rose der Romantik sitzt. Andererseits freilich war das ganze Spiel oft auch nur äußerliche Ceremonie und Modesache, zu der nicht selten die Gatten der verehrten Frau dem Minnediener ihre förmliche Einwilligung gaben. Freilich ging die Sache manchmal auch höchst tragisch aus. So ließ Raimond von Roussillon dem Verehrer seiner Frau den Kopf abhauen, das Herz ausreißen und setzte dieses gebraten seiner Gattin vor. Nach diesem gräßlichen Mahl zeigte er ihr das Haupt ihres Galans und sagte ihr, was sie eben für eine Speise genossen habe. Darauf erklärt jene, daß dieses Gericht so lieblich geschmeckt habe, daß fortan keine andere Speise ihre Lippen berühren werde. Während ergreift der Graf sein Schwert, aber seine Frau eilt auf den Balkon und stürzt sich in die Tiefe. Alle Liebenden der Gegend aber waffnen sich auf die Kunde von dem schrecklichen Ereignis und zerstören die Burg des Grafen, dessen Lehnsherr Alfons von Aragon entsetzt ihn seiner Besitztümer und läßt ihn im Gefängnis sterben. Kennzeichnend ist, daß der Rächer seiner Ehre das unsittliche Verhältnis, welches seine Schwägerin unterhielt, unterstützte, wie denn schon damals ebenso wie heute Moral mehr von den Frauen gefordert als von den Männern geübt wurde.

Die Notwendigkeit von nächtlichem Besuch vor Tagesgrauen zu scheiden schuf eine eigene Liedergattung, die sogenannten Tageslieder, in denen mit heißer Blut des Abschieds bitteres Weh beklungen wird. Wie in Shakespeares Romeo und Julie die letztere klagt, als der Geliebte der Vögel Singen hört:

Willst du schon geh'n? Der Tag ist ja noch fern;  
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,

so wehklagt die Dame bei Wolfram von Eschenbach:

„Weh!“ begann sie „Tag!  
Wild und Bahm erkrent sich dein  
Und siehst dich gerne:  
Ich nur nicht! Wie soll es mir ergehen?  
Nun mag nicht länger hier bei mir bestehen  
Mein Freund, ihn jagt von mir dein Schein!  
Der Tag gewaltig durch die Fenster drang

Die Läden sie verschlossen,  
Doch half es nichts, groß Not ward ihnen kund.  
Der Freund die Freundin fester an sich zwang,  
Biel Tränen ihr entfloßen.  
Auf beide Wangen. Also sprach ihr Mund:  
„Zwei Herzen und ein Leib sind wir  
Gar unzertrenlich.  
Unsre Treue wandert Hand in Hand.  
Wie schnell dies große Heil uns auch entschwand:  
Du kommst zu mir zurück und ich zu dir!“

(Schluß folgt.)

## Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler.

(Schluß.)

Der Hochzeitschmaus fand in der „goldenen Traube“ statt. Neben dem alten Hegmar saßen Jakob Barthold's Eltern, und die hüben stießen mit denen von jenseits des Rheins auf gute Freundschaft an. Helene aber drückte das Gesicht von Jakob's greiser Mutter zärtlich gegen ihre Wangen und versprach, ihr eine gute Tochter zu sein, — es war war, das Har der Alten hatten Silberfäden reichlich durchzogen, und auch ihre stillen, freundlichen Züge zeigten noch die Spuren von Kummer und Harm, — aber auch aus ihren Augen lachte jetzt das Glück.

Noch fehlte Marei. Auch sie hatte zu der Festlichkeit herüberkommen sollen; aber schon war man über eine Stunde aus der Kirche heimgekehrt, und sie blieb noch immer aus. Als der Meister gegangen war, um die Braut zur Trauung abzuholen, und aus dem silbernen Weiskessel neben der Tür zur Weihe für den ersten, bedeutungsvollen Gang sich die Stirn besprengt hatte, da war sie still am Tisch in der Mitte des Zimmers gestanden und hatte ihn mit feuchten Augen angesehen. Als er jetzt herüberkam, um sich nach ihr umzuschauen und sie ins Hochzeitshaus zu holen, fand er sie in der Küche, über den Herd geneigt, das Haupt in beide Hände gestützt und tränenüberströmten Gesichts vor sich hinstarrend. Er wußte nicht, was ihre Traurigkeit bedeuten sollte, und konte nur annehmen, daß sie etwa fürchte, nun, da er sich verheiratet, das Haus verlassen und sich einen anderen Dienst suchen zu müssen. In dieser Meinung sprach er ihr, selbst inmitten seiner Freude fast wehmütig gestimmt, sie so fassunglos zu sehen, Trost zu, indem er ihr sagte, daß sie an ein Verlassen der Schmiede nicht zu denken brauche, vielmehr so lange in seinem Hause bleiben könne und solle, wie sie nur Lust dazu hätte. Bis sie es ihm nachtun und auch zu zweien leben möchte, — setzte er scherzhaft, um sie aufzuheitern, hinzu. O, er ahnte nicht, wie tief er ihr mit diesen Worten ins Herz schnitt! . . . Nun hatte er endlich davon gesprochen, was sie so lange still bei sich bedacht, was sie jeden Tag von ihm zu hören gehofft, nun hatte er ihr heimliches Sinnen und Empfinden gestreift, — freilich in ganz anderer Art, als sie es erwartet. Und nun nam er endlich auch ihre Hand, um sie unter dringenden Worten aufzufordern — zum Gang zur Hochzeitsfeier, die er hielt mit einer anderen. Und da er nicht nachließ, sie zu bitten und sie immer wieder seiner freundlichen Gesinnungen gegen sie zu versichern, trocknete sie endlich ihr Gesicht und folgte ihm ins Haus der Braut hinüber. Freilich froh aufzuschauen und sich mit dem Meister zu freuen vermochte sie nicht. Aber sie dankte ihm doch im Stillen, daß sie bleiben durfte und sagte sich, daß er sie so bald nicht loswerden würde, — nein, nie, nie, — daß sie in der Schmiede, in seinem Hause bleiben wollte, bleiben bis zum letzten Atemzuge, weil sie's nicht anders vermocht hätte, weil sie's mußte: — „die Liebe hört nimmer auf“ . . . . .

Ein parmal hatte sich das Jar seitdem gewendet. In der Schmiede herrschte ein trautes Familienleben; die greisen Eltern des Meisters hatten hüben im Masgau bei dem Sohne dauernd Wohnung genommen, und die brave Marei, die nun voll zufrieden war, das Glück des jungen Pares beobachten zu können, wiegte längst Helenens ersten Bubens, der Großmutter höchste Freude, auf dem Arm.

Es war wider ein Sonntag, diesmal im August, — derselbe Tag, an welchem sie vor dem Altar ein Par geworden. Sonnenchein und Blumenduft und Vogelgesang lockte auch heute hinaus und rief in Jakob Barthold schnell den Wunsch nach, diesem Tag festlicher Erinnerung mit seiner jungen Frau durch einen gemein-

schaftlichen Lustgang noch eine besondere Weihe zu verleihen. Die letztere stimmte sogleich herzlich bei, und am Nachmittage wanderten sie, Marei und der Großmutter die Sorge um den Kleinen überlassend, hinaus.

In den sonnigen Gärten dufteten die Magnolien und Oleander, und an den traubenschimmernden Rebhängen, über den graue-fugten Mauern, nicht der rote Mohn, zwischen dem niederen Gesträuch am Wiesenrand leuchteten blühende Hedenrosen, und dunkle Brombeer und volle, glänzende Hagebutten neigten sich über den Bach, darin die glatten, schnellen Forellen schlüpften und spielten, kein Hauch, kein Lüftchen regte die Tannenzweige und Buchentronen, — die Welt war still und lag wie in seligem Traum. Die beiden gingen denselben Weg bergauf, den der eine von ihnen einst eines blauen Oktobertags, tiefstes Weh im Herzen, einsam gewandelt; es war auch heut so ruhig und wonnig im Wald, wie damals, nur lag jetzt die Luft heißer und schwül darüber, und sie mühten oft stehen bleiben, um tief aufzuatmen und sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Sie redeten mancherlei zusammen, — vom Jetzt, vom Einst. Wie hätte es nicht vor allem die Gedanken des Meisters in vergangene Tage zurückziehen sollen, da er hier über die knorrigen Baumwurzeln, zwischen den ephneuüberranken grauen Steinen hinschritt, — wie dort wieder die Dichtung sich öffnete und der schmale Pfad auf den unwaldbeten Bergvorsprung hinausführte, wo er damals im hohen, braunen Haidekraut gefesselt, ins tiefe Tal hinuntergesehen und in Duft und Sonnenglanz so Wunderjames vor sich hingeträumt? —

Er führte Helene den schmalen Weg empor; aber die heiteren Sonnenlichter hatten mit einemale aufgehört, zwischen das grüne Laubwerk hereinzublizzen, und als sie aus dem Walde austraten, sahen sie, daß sich am Himmel graue, gewitterdrohene Wolken zusammengezogen. Und schon klang aus der Ferne dumpfes Rollen und leuchtete es am Horizont in schnellen Zuckungen grellen Lichtscheins auf, — die Luft war auch gar zu schwül gewesen und das Unwetter jetzt allem Vermuten nach in raschem Anzug. Es warte nicht lange, als schwere Tropfen fielen, die sich in immer schnellerem Fall vermehrten und verstärkten und sehr bald einen dichten Regen einleiteten. Mit einem kurzen Blick zur Seite zog Jakob Barthold die junge, schöne Frau noch fester an sich und fürchte sie durch das halbzerfallene Tor der alten Trümmerburg, die in erstem Schweigen hier oben lag, hinein. Ueber den Schutt und das zerbröckelnde Gestein des ersten Hofes eilte er mit ihr in jenen zweiten, weniger wüsten Raum hinüber, wo jetzt der strömende Regen in den tiefen Brunnen neben der Linde niederrauschte und laut auf die breiten Simse der Rundbogenfenster zur Seite aufschlug. Und nun hatte er sie, vor dem Unwetter geborgen, schon in die stille, noch wolerhaltene Kapelle hineingezogen, wo er an jenem leid- und freudvollen Tag vor dem Bildnis des Erlösers in Sehnen und Wangen gekniet und — geweint.

Und wie nun draußen der Regen plätschert und rauscht, erzählt er ihr, was an dieser Stätte sein Herz durchbebt und durchwogt. Sie hebt die dunklen, glutvollen Augen zu ihm empor und hat schon wiederholt die Lippen halb geöffnet, um zu sprechen, — aber er läßt es nicht geschehen und redet, ihre Rechte fest umklammert haltend, von lebendiger Erinnerung gedrängt, weiter, bis er alles gesagt, was sein Herz in dieser Stunde zum Ausdruck zu bringen verlangt. Endlich hat er geendet, und nun schlingt sie im zärtlichen Drang ihres Gefühls die Arme um ihn

und neigt, süßen, bittenden Blick in den schönen, großen Augensterne, ihren Mund zu dem seinen, so stehen sie an ihrem Hochzeitstage in seligem Umarmen vor demselben verwitterten Steinbild, das in jenen Augenblicken, von denen er ihr soeben Kunde gegeben, auf ihn hernieder geschaut, und draußen fallen die letzten, schweren Tropfen des ausströmenden Regens mit metallischem Klang auf das Gestein und in den Brunnen im Hofe hinab, daß es in die stille, einsame Kapelle hereinhallt wie leises, geheimnisvolles Glockengeläut . . .

Der Regen hatte nur kurze Zeit angehalten, und zu dem gefürchteten Gewitter war es nicht gekommen. Als die beiden hinaustraten, lachte wieder blauer Himmel über ihnen und die Sonne schien hell und glitzernd daraus hervor. Nur drüben über'm Tal, an den übereinanderaufsteigenden Bergen, hing es noch wie ein grauer Schleier dunkler Wolken, selten noch zuckte es flüchtig darin auf, und ein leises, gedämpftes Rollen des Donners verhallte fern hinüber. Im Walde aber begann es beräuschend zu duften, silberne Perltropfen glänzten im blizenden Sonnenlicht an den erfrischten Blättern, fröhliches Vogelgeflatter rührte die Zweige, und schallender Reigen munterer Lieder brach unter allen Wipfeln los.

Helene hatte das Kleid geschürzt und den Strohhut vom Haupte genommen, als sie nun über den feuchten Waldboden langsam weiter zur Höhe stiegen; auch in ihrem Herzen regte sich's immer freudiger und seliger, und heiteren Auges in die glänzenden Laubkronen aufsehend, tönte es plötzlich fröhlich aus ihrer Brust herauf.

„Mein Liebster ist im Dorf  
der Schmied,

Und ich bin seine Frau“ — begann ihr Lied, und er hatte kaum die ersten Töne vernommen, da fur er in seligem Entzücken zusammen und sah sie mit verklärtem Schimmer im glänzenden Auge an und drückte das herrliche Weib laut aufjubelnd leidenschaftlich an seine Brust. War's doch eine Melodie, die er selbst so oft auf fröhlicher Wanderschaft oder bei munterer Arbeit am Schmiedfeuer gesungen, ein trantes, liebgewonnenes Lied, das zu manchen Stunden über seine eigenen Lippen geströmt.

„Siehst du, Helen', du hast die deutschen Lieder nicht vergessen können, und nicht war, du magst sie leiden?“ — sagte er in freudiger Nürung, nachdem sie dann mit einer hellen, reinen Stimme, die weit, weit in den grünen, duftigen Wald hineinschallte, das Lied zu Ende gesungen und er von seinem seligen Ueberraschtsein einigermaßen wieder zu sich selbst gekommen war. Sie antwortete nichts; aber über ihre Wangen flog ein jähes Rot, sie zog seinen Arm dichter an sich heran und nickte ihm berechtigt in die Augen.

Nun waren sie auf die freie Berghöhe hinaufgekommen. Es breitet sich ein weites Plateau droben; wellige Pflanzendecke zieht sich mit kurzen, dünnen Halmen drüber hin, weißblühendes Erica-Gestrüpp und rotes Heidekraut wieder dazwischen, da und dort schaut die gelbe Gentiana, die Bergarnica und die schwarze Lonicera drans hervor. Der warme Sonnenschein und leis streichende Luft hatten den Boden schon fast abgetrocknet, noch mehr aber die fahlen, schwarzen Steinblöcke, deren auch auf dieser Höhe einige zu finden sind.

Drunten dehnt sich, nach dem warmen Regen von webendem Duft, der aus allen Talspalten herausquillt, überwallt, das weite Land, — in der Tiefe die große, glänzende Ebene des Rheins, zur Linken die dunklen Rücken des französischen Vogesengebirgs, die sich immer höher und höher übereinander emporzutürmen scheinen und wie die Luft sich allenthalben mälig zu klären begibt, da leuchten aus dem Süden auch die weißen Spizen der Schweizeralpen auf und drüben über dem Rheinstrom in tiefem

Blau die breiten Berge des Schwarzwalds. Es spante sich just ein herrlicher vollglänzender Regenbogen hinüber, als wolle er das Land diesseits und jenseits mit farbenschimmemdem Band zusammenhalten, und in Jakob Barthold's Augen blitzte es, wie er's sah, freudig auf. Sie saßen beide nebeneinander auf einem der Steinblöcke, und der Meister hatte unverwandt über die weite Ebene nach dem majestätischen Aufbau seiner heimischen Berge hinübergeschaut. Jetzt legte er hastig seinen Arm um Helenens Nacken und wies auf die ferneren Höhen und den Regenbogen, der sich auf sie niederstreckte, hinaus.

„Schau, Helen'!“ rief er froh und feierlich zugleich. „Der Friedensbogen, — wie schön er leuchtet und sich von uns hinüberspant! . . . Ja, ja, der Herrgott will's, — wär's nicht gut, wenn die hüben und die drüben sich alle in einander schicken möchten, daß kein Groll und kein Zank, — kein Kampf und Krieg je mehr zwischen ihnen?“

Auch Helenens Augen blitzten, wie sie auf das herrliche Farbenspiel hinsahen. Auch sie war tief von dem überraschend schnell sich darbietenden, wundervollen Anblick ergriffen, und minutenlang vermochte sie nichts zu sagen.

„Ja, ja,“ kam es dann ernst und bedachtsam von ihren Lippen, „ich hab's oft still bei mir überlegt, was der Holzbauer — weißt du, damals, kurz nach Weihnacht, da dich der Kolin so hart anging — gesagt: daß wir alle Menschenkinder sind, über denen dieselben Sterne ihren Gang halten, und über die sich ein Himmel spant, — wollt's Gott, daß man's allorts bedächt?“

Sie sagte es so mild und weich, und es war kein Zweifel, der Wunsch kam ihr aus innerster Seele heraus. Jakob Barthold sah sie wieder selig an und bog, auch jetzt noch den Arm um ihre Schultern gelegt, sein freudig aufleuchtendes Antlitz tiefer zu dem ihren hinab.

„Hast Recht, Herzenslieb,“ sprach er zärtlich und wieder mit einer gewissen Feierlichkeit. „Wollt's Gott, daß es war werd': — Friede auf Erden und den Menschen ein Wolgefallen!“

Da hob das junge, schöne Weib plötzlich das Haupt und blickte mit fast schallhaftem Ausdruck ihres blühenden Gesichts kurze Weile zu ihm empor.

„Weißt, Jobbi, mein Schatz,“ sagte sie innig, „ich hab' heut Morgen was g'sunden in Meister Esinger's Kleiderspind — ein Buch, — ich fand's im Rock, der von ihm noch droben hängt, — „Gedichte von A. von Lamartine, ins Deutsche übertragen“, stand auf dem Titelblatt. Und da blätterte ich im Büchlein und fand ein seidenes Band dazwischen, das wies auf ein Gedicht, das mir zu Herzen sprach und sehr vernünftig schien. Willst's hören?“

Und er sah sie neugierig an und nickte. Da fur ihre zierliche Hand rasch in die linke Tasche ihres Kleids und zog ein schmales, hübsch gebundenes Buch hervor. Das grünseidene Band zeigte ihr rasch, wo sie ihr Gedicht zu suchen hatte — sein Arm war zärtlich um ihren Nacken gebogen, er sah niedergebückt mit ihr in das von blizenden Sonnenlichtern umspielte Buch, das sie auf ihrem Schoß hielt, hinein, und immer heller und freudiger leuchtete es aus seinen Zügen, während sie mit ihrer wolklingenden Stimme laut und ernst, fast andächtig las:

„D rolle stolz und frei, zieh' deines Wegs gelassen,  
Du Nil des Occidents, Nationenbecher Rhein,  
Und schwemme mit dir fort den Ehrgeiz und das Hassen  
Der Völker, die geschart sich deiner Woge freu'n!  
Roll' hin, frei und beglückt! Der Gott, der deine Wellen  
hoch im Gebirge schlug aus Gletscher und Gestein,  
Ließ deinen Tropfen nicht zum mächt'gen Strome schwellen,  
Daß er entzweie, — nein, daß er verbinde, Rhein!“ . . .



Indische Räuber. (Seite 192.)

# Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft.

Von Dr. A. Israel.

(3. Fortsetzung.)

## 11. Kapitel. Heidnisches und Christliches in Goethe.

Ein weiterer damit zusammenhängender Zug der Goetheschen Muse ist die gesunde, feigenblattlose Sinnlichkeit, wie sie sich z. B. mit klassischer Pracht in den römischen Elegien offenbart. Man könnte geneigt sein, diesen Zug mit der spinozistischen Ethik unvereinbar zu finden. Mit Unrecht; denn die spinozistische Ethik predigt keineswegs die Verachtung der Sinnenlust; sie lehrt bloß die Herrschaft der Vernunft über die Affekte, die Zügelung der Sinnlichkeit, daß sie nicht ausarte und die Glückseligkeit gefährde. Die Entfagung, welche der Spinozismus fordert, ist nicht die absolute Ablehr von den sinnlichen Freuden, es ist nicht die weltfeindliche schopenhauerische Abstinenz, sondern die sokratische Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes von der Despotie der Sinnlichkeit, die des Sokrates Schüler, der Cyrenaiker Aristipp, treffend mit dem weisen Bonmot kennzeichnete: „ich habe, aber ich werde nicht gehabt.“ Wer aber aus dem Leben des Philosophen, das ein Muster von Mäßigkeit im Lebensgenuß war, den Schluß ziehen wollte, daß sich Sinnenfreude mit dem Spinozismus nicht verträgt, den wollen wir auf folgende Stelle der Ethik verweisen: „Der Weise genießt daher die Dinge und erfreut sich an ihnen soviel als möglich (nicht zwar bis zum Uebel, denn das heißt nicht sich erfreuen.) Der Weise, sage ich, erfrischt sich an mäßiger und angenehmer Speise und Trank, sowie an Geruch und Lieblichkeit der Pflanzen, an Kleider Schmuck, Musik, Fechtspielen, Teater und andern dergleichen, welche jeder one irgend eines andern Schaden haben kann.“ (Nach Auerbachs Uebersetzung.) „Wahrlich, nur ein düsterer und trübseliger Aberglaube verbietet, sich zu erfreuen.“

Goethes Leben zeigt am schönsten, wie man Sinnlichkeit mit Sittlichkeit harmonisch vereinigen, ja die Vollkommenheit des Geistes durch die leiblichen Freuden fördern, die Flamme des Genies mit sinnlichen Vibrationen nähren kann.

Diese sinnenfreundliche, genußfreudige Seite der Goethe'schen Dichtung ist vorzugsweise das, was man das Antike oder Heidnische an derselben genant hat. In der That hebt sich die antike Richtung dadurch ganz besonders vorteilhaft von der mittelalterlichen ab, daß sie das Fleisch nicht verhorrescirte, sondern in der Sinnlichkeit ebensosehr die Bestimmung des Menschen erblickte, wie in der geistigen Veredlung; wenn sie ihr auch mitunter zu großen Spielraum einräumte. Darum ist auch der antiken Sinnlichkeit die Triviolität fremd, welche erst mit der Zwietracht, die eine spätere Zeit zwischen ihr und der Sittlichkeit stifdete, sich ihr an die Ferse heftete. Die antike Sinnlichkeit ist unbesangen naiv, an die heilig (bildete sie doch da und dort einen Teil des Götterkultus). Aus diesem Grunde kante die antike Richtung auch nicht jene sittlich sein sollende Scheu vor dem Nackten, welche in späteren Zeiten den Sinn für die Schönheit des Menschleibes, die herrlichste ästhetische Manifestation des Universums, abgestumpft hat und den Rhythmus der Glieder, den Schmelz der Haut ängstlich zu verhüllen gebot\*, so daß Goethe in seiner Schweizerreise mit Recht sich beklagt: „Wie! sagte ich zu mir selbst, in welchem besonderen Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeschränkten Menschen? Ein bemoster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung ebenso lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues, habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht imstande,

\* Es ist seltsam, daß ein hervorragender Aesthetiker der Gegenwart, der keineswegs unter dem Einfluß kirchlicher Anschauungen steht, mit komischer Rigorosität gegen die harmlosen Entblößungen auf Ballen und ähnlichen Festen eifert (S. F. I. Wücher, Mode und Ebnismus). Also nicht einmal diese spärliche Erquickung an der natürlichen Plastik soll dem Auge gegönt sein!

weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurteilen.“ (Briefe aus der Schweiz, 1. Abtheilung\*).

Mit den antiken Elementen mischen sich aber in Goethe's Dichtungen diejenigen, womit die christliche (beziehungsweise jüdisch-christliche) Bildung die Weltkultur bereichert hat, das gute Korn in seiner Strohmasse: die aus- und durchgebildete, gefühlsinnige sittliche Gesinnung und Empfindung, insbesondere die univervelle Humanität, das zarte Gewissen, die Würdigung des Weibes, der versöhnliche und milde Sinn gegen den Widersacher, die Hochschätzung der Arbeit, die Kraft der Entfagung und Resignation, die mit Seelenruhe, ja mit Heiterkeit den Umständen oder dem Sittengefesz sich beugt, namentlich auch die möglichste Unabhängigkeit von äußerlichen Glücksgütern und das Ausfüllen des Daseins mit Idealem. Das liebliche Antliz der goethe'schen Muse wird besonders in der Iphigenie von der zartesten sittlichen Reinheit und Hoheit verkört; aber nicht nur in diesem aus antiken und modernen Goldfäden gewobenem Drama, sondern überall verbindet sie höchsten sittlichen Ernst und Ubel mit edler Grazie, auch in den „Wahlverwandschaften“, die nur Beschränktheit unfittlich finden kann\*\*).

Grade diese Verbindung des Heidnischen mit dem Christlichen auf dem neuen Fundament monistischer Weltanschauung macht das Wesen der modernen Kultur aus, und deshalb ist Goethe, der diese geschichtlich getrenten Elemente so anmutig zu verschmelzen und in Einklang zu bringen wußte, der poetische Leitstern des Zeitalters geworden und wird es in Zukunft noch mehr sein als bisher\*\*\*).

\* Die Zucht verlangt, daß das Tierische beschränkt werde; die sinnliche Leidenschaft muß durch Vernunft gebändigt erscheinen; sie wird veredelt. Ein strengeres Verhältnis pflegt diese Reflexion zu begleiten. Wo aber die ware Beredlung eingetreten ist, wo die Sinnlichkeit in jeder Beziehung schön erscheint, natürlich ist und doch geistig geläutert, geistig und doch natürlich, da gibt es keine Scham im gewöhnlichen Sinne, die Verhüllungen braucht, um nicht den Eindruck der Sinnlichkeit oder die unwillige Abwehr gegen dieselbe zu erwecken. Da ist Nacktheit keuscher als ein Verstecken, das mehr darauf hinweist, daß etwas verborgen ist, als das Verborgene vergessen läßt. (Lemke, Aesthetik III, 6.)

\*\* Eine Seite der goethe'schen Poesie ist meines Wissens bisher nicht beachtet worden, ich meine die Tierfreundlichkeit derselben. Mehrere tierfreundliche Züge begegnen uns im Faust. Welches Wohlwollen gegen das Tier spricht aus den Worten, die Faust an den Fudel in seinem Stubirzimmer richtet; welches Verwandtschaftsgefühl mit allen lebenden Wesen aus dem Monolog in Wald und Höle, wo er die sämtlichen Geschöpfe „seine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ nennt Auch in der herrlichen Ballade „der Fischer“ offenbart sich in dem „Kühl bis ans Herz hinan“ und in den Worten der Nymphe: „Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist so wolig auf dem Grund“ eine innige Gefühlsregung. So findet sich auch im Bestöstlichen Divan der schöne Vers:

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,  
Dacht' ich, ob ich das wol gefollt?  
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt  
Einen Anteil an diesen Tagen.

So auch in dem Vers:

Der Schöpfer sprach: Es sei! — Es werde!  
Und rings lebendig ward die Erde  
Voll reifer Frucht: du nenst dich Kern,  
Betracht'st das Tier als Schale gern.  
Allein erim're dich daran  
Was darauf sagt ein weiser Mann:  
„Natur hat weder Kern noch Schale,  
Alles ist sie mit einemale.“  
Drum achte die Schale auch nicht gering,  
Denn alles ist ja ein göttlich Ding.

\*\*\* Wir bemerken, daß wir damit keineswegs der Größe und Bedeutung Schillers irgendwie zu nahe treten wollen. Steht derselbe auch Goethe in dem einen nach, so ist er ihm doch wieder in dem andern kongenial und die Dichtungen Goethe's finden in den Schiller'schen ihre Ergänzung. Schön und war sagt D. Strauß (der alte und der neue Glaube. Erste Zugabe. Nr. 91): „Jetzt sind wir ihm (Goethe) schon so ferne gerückt (zeitlich), daß wir bestimmt ermessen können, wie selbst der ansehnlichste Gipfel neben ihm, nämlich Schiller, trotz seiner an sich beträchtlichen Höhe, die seinige bei weitem nicht erreicht. Er tritt uns jetzt entgegen als das Urgebirg, das unsern Horizont beherrscht und durch die ihm entströmenden Quellen und Bäche weithin unsere Fluren trinkt.“

## 12. Kapitel. Goethe der Naturforscher.

Eine Konsequenz des Spinozismus Goethe's war nicht bloß sein Interesse für die Naturforschung überhaupt, sondern ganz besonders seine Ueberzeugung, daß nicht bloß die verschiedenen Pflanzen- und Tierformen auf eine Grundform des pflanzlichen und des tierischen Organismus, sondern auch daß das Tier- und Pflanzenreich auf eine gemeinschaftliche Grundform zurückzuführen sei; weshalb wir ihn stets nach dem einheitlichen Typus der Organismen suchen und tasten sehen, (welches wissenschaftliche Streben bekanntlich nicht unfruchtbar blieb, sondern durch die Auffindung des Zwischenknochens und die Ideen über Pflanzenmetamorphose die Wissenschaft bereicherte und die späteren großartigen Fortschritte auf dem Gebiete der Ontogenese mit anbahnen half). Natürlich; denn ist die Substanz und ihre Kräfte das Absolute, in dem alle Erscheinungsformen ihren letzten Grund haben, erfolgen alle Erscheinungen one Ausnahme nach einem und demselben großen Causalgesetze, von denen die physikalischen und chemischen Naturgesetze gleichsam bloß die einzelnen Paragraphen sind, so muß notwendig die Entstehung der Organismen auf andere Weise als früher erklärt werden, und der Denker mußte sich daher, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, die Aufgabe stellen, für die Mannichfaltigkeit der Formen die einfache Grundform zu finden. War diese einmal gefunden, so stand zu hoffen, daß die Forschung auch den letzten Schleier lüften werde, welcher den Uebergang vom Anorganischen zum Organischen auf natürlichem Wege bis dahin verhüllt hatte.

## 13. Kapitel. Der Darwinismus und seine Anhänger.

Was Goethe dämmernd ahnte, das hat Darwin und seine Schule zu klarer Erkenntnis gebracht. Mit dem Darwinismus bereitete die exakte Naturforschung der philosophischen Spekulation einen seltenen Triumph; denn durch ihn erhält die spinozistische Weltanschauung ihre glänzende empirische Bestätigung, sie bildet den Schlüsselstein des großartigen Systems. So lange die Entstehung der Organismen ein unlösbares Rätsel schien, war es natürlich, daß der hausbackene Verstand an den Argumenten der Philosophie, deren Nerv zu spüren er onehin unfähig war, sich nicht lehnte und in dem bekanten asylum ignorantiae, dem Kreatismus, seine Zuflucht suchte. Ueberdies stand der Philosophie der teleologische Beweis für den Deismus entgegen, der einzige, dessen Hornhaut die kritischen Pfeile leicht abshüttelte. Erst der Darwinismus gab ihm den Todesstoß. Denn hat derselbe auch die innersten Schlüssel des Transformismus noch nicht gefunden, so ist er in demselben doch schon so weit eingedrungen, daß er mit froher Zuversicht der Zeit entgegen sehen darf, wo der letzte Vorhang sich ihm öffnen wird. Das Gesetz der Vererbung im Bunde mit dem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl im Kampf um's Dasein erschließt unserm Verstandnis den früher geheimnisvollen Prozeß des Werdens und der Entwicklung vollendeter Wesen aus einfachen, rohen Bildungen.

Es ist das gewöhnliche Schicksal neuer Theorien, daß sie schwere Kämpfe zu bestehen haben, bis sie zur allgemeinen Anerkennung gelangen und im Olymp der ewigen Ideen einen Platz erringen. Schwer besonders sind die Kämpfe derjenigen jungen Ideen, welche Grundsteine erschüttern im Fundamente ganzer Systeme, die der Menschheit lange Obdach und Schutz gewährt haben gegen die Stürme des Lebens und der Leidenschaften, gegen äußere und innere Gefahren und Feinde. Diese haben nicht nur gegen die regulären Truppen der Logik sich zu wehren, sondern auch gegen die erbitterten Franktireurs der Verdächtigungen; der Verdächtigungen nämlich, daß sie die Menschheit in Unglück und Laster stürzen, weil sie unfähig seien, jene eubiotischen und etischen Wohlthaten zu gewähren, welche die durch sie gefährdeten Systeme gewährt haben sollen, beziehungsweise wirklich gewährt haben. — Sehr viele Menschen sehen ja auch die Ideen nicht nach ihrem inneren Wahrheitsgehalt an, sondern nach ihrer Wirkung auf Herz und Leben. Sie spannen auch den Gedanken in das materialistische Joch der Utilität und schließen die Augen vor dem Sonnenlicht der Wahrheit, wenn das Fer- oder Dämmerlicht des Irrtums sie eher anspricht. Sie wissen nicht, daß jeder Irrtum den geistigen Organismus mit gefährlichem Gifte infiziert, daß er, dem Morphium gleich, hier und da wol den psychischen Schmerz stillen, die Leidenschaft beruhigen mag, aber dabei die Gesundheit zerrüttet und daß er nur bei gewissen Krankheiten als Heilmittel verwendet werden darf.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe dich vor dem nützlichen Irrtum.  
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt

sagt der Dichter (Goethe). Von Voltaire berichtet ein Biograph: „Daß Wahn und falsche Vorstellung eine Bedingung des Glücks sein, daß die Erlösung vom Irrtum Unglück zur Folge haben könne, das war für Voltaire etwas so Udenkbares, daß er sich entrüstet und persönlich verlegt von einer solchen Ansicht abwendete. Als Casanova einmal Voltaire, als er schon hoch bejart war, auf mehrere Tage besuchte und gegen ihn bemerkte: er glaube nicht, daß die Menschen glücklicher würden, wenn man ihnen ihren Aberglauben nähme, da war es aus mit der Freundlichkeit seines Wirts.“ (Gartenlaube 1878. Nr. 23 f.) Alle starken Geister haben eingesehen, daß der Irrtum der gefährlichste Feind der Menschheit, der eigentliche Baum der Erkenntnis ist, dessen Frucht zwar manchmal lieblich aussieht und süß schmeckt, aber Tod und Verderben bringt; wogegen die Wahrheit der Baum des Lebens ist. „Sich vor der Wahrheit fürchten,“ sagt Arnold Ruge, „ist Kothheit; sich vor dem Aberglauben nicht fürchten, ist ein großer Mangel an Einsicht. Denn sein Werk sind unzählige, Land und Leute verderbende Gräuelpredigten der Geschichte. Gelangt der Aberglaube zur Gewalt, so unterwirft er sich die Vernunft und Wissenschaft und dadurch auch den Willen und die Freiheit.“ (Reden über Religion. fünfte Rede.) — „Ist es der Geist,“ schreibt A. Schopenhauer, „ist es die Erkenntnis, welche den Menschen zum Herrn der Erde macht, so gibt es keine unschädlichen Irrtümer, noch weniger ehrwürdige, heilige Irrtümer“ (Die Welt als Wille und Vorstellung I.) und wiederum: „Es kann nicht zu oft wiederholt werden, daß jeder Irrtum, wo man ihn auch antreffe, als ein Feind der Menschheit zu verfolgen und auszurotten ist und daß es keine privilegierte oder gar sanktionirte Irrtümer geben kann. Der Denker soll sie angreifen, wenn auch die Menschheit, gleich einem Kranken, dessen Geschwür der Arzt berührt, laut dabei aufschrie.“ (ibid. II.) — Von jeher hat man aber, so oft eine neue, die bisherigen Anschauungen in der Wurzel angreifende Wahrheit entdeckt wurde, auf die praktischen Wiltaten hingewiesen, welche der alte Irrtum Jahrhunderte lang gewährt hat, und man hat die junge Wahrheit für unfähig erklärt, der Menschheit dasselbe zu leiten, man hat, one reifliche Untersuchung, das Verdammungsurteil über sie ausgesprochen, weil sie die Menschen enttillichte und unglücklich mache. Der Spinozismus seiner Zeit und der Darwinismus in der Gegenwart entgingen diesem Schicksal nicht. Da aber jede neue Wahrheit aus dem Kampfe, den die Unvernunft ihr aufzwingt, gekräftigt und geläutert hervorzugehen pflegt und auch wenn es letzterer gelingen sollte, sie eine Zeit lang zu verdrängen und einzuschüchtern, doch im Stillen sich ausbreitet, die Geister erobert; und durch die Persönlichkeit ihrer Vertreter die Kalumnien der Unvernunft lägen strast, so legt sie sich gewöhnlich, nachdem Jahrzehnte dahin gegangen sind, der Sturm, man fängt an, die neue Idee zu toleriren, einsehend, daß sie doch nicht so gefährlich ist, als sie zuerst schien, ja man zollt ihr allmählig Achtung und nach und nach läßt man es geschehen, daß sie sich in den alten Systemen einnistet, dankt es ihr auch wol gar, daß sie dem siechen Organismus der überkommenen Lehren neue gesunde Säfte einflößt und sie vor Fäulnis und Zerfall bewahrt. Der Spinozismus, vor dem seiner Zeit jeder Gläubige sich bekreuzigte, gegen den die gesamte Schar frommer Philosophie Sturm lief, wird heutzutage selbst von der Octodogie mit Respekt behandelt, was er zum Teil seiner geistlichen Ausdrucksweise, vielleicht auch dem berühmten Worte eines angesehenen Theologen\*)

\*) In seinen Reden über Religion äußert sich Schleiermacher: „Opfert mir ehrerbietig eine Locke den Haaren des heiligen, verstorbenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Universum war sein Anfang und sein Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe, und darum steht er auch da, allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Kunst, one Jünger und one Bürgerrecht.“ — Selbst Jakob, der eifrigste Gegner des Spinozismus, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Sei du mir gesegnet, großer, ja heiliger Benediktus! Wie du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten dich verirren kontest, seine Wahrheit war in deiner Seele und seine Liebe war dein Leben.“ — Schön sagt S. Feine: „Bei der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich ist. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Entel.“ — Uebrigens scheint die heutige Indulgenz gegen den Spinozismus vielleicht zum Teil auch darin begründet zu sein, daß die Kunstphilosophie denselben als veraltet und durch den sogenannten Kritizismus verdrängt glaubt.

verdanken mag. Der Darwinismus dagegen ist heute noch im ersten Stadium seines Bestehens, die konservative Richtung hat sich von der Verblüffung noch nicht erholt und man kommt gegen ihn angerant mit Schwert, Spieß und Lanze. Indessen „wiewol ihn die Schützen erzürnen und wider ihn kriegen und ihn verfolgen, so bleibt doch sein Bogen fest.“

Die Angst vor dem Monismus erinnert an jenen Mann, der schwach in den Füßen war und sich daher eine zeitlang der Krücken bediente. Als er nun vollständig geheilt war, wollte er doch nicht one Krücken laufen, weil er sich einbildete, es sei ihm anders nicht möglich, zu gehen. Die Versicherung des Arztes, das Zureden seiner Freunde, alles half nichts, er tat keinen Schritt, bis er von der Grundlosigkeit seiner Meinung überführt wurde.

#### 14. Kapitel. Supranaturalismus und Monismus.

Was wir am Schluß des vorigen Abschnitts behauptet haben, wird vielleicht der Leser einwenden, läßt sich leicht sagen; allein es ist schlechterdings nicht einzusehen, auf welche Weise der Monismus die Lücken ausfüllen kann, welche die Negation des Supranaturalismus im Menschenleben entstehen läßt. — So spricht vielleicht der Leser und wir müssen gestehen, mit allgemeinen Phrasen läßt sich hierüber nicht hinweggleiten und so lange nicht greifbar nachgewiesen wird, daß der Monismus Unglücklichen und Bedrängten nicht weniger Mut einflößt, Hoffnung und Trost spendet, als der von ihm verdrängte Dualismus und daß die Moral in seiner Atmosphäre ebenjogut gedeiht, wird er immer nur das Bekenntnis weniger Auserwählter sein, nicht aber welt-

erobernd auftreten können. Denn das läßt sich einmal nicht hinwegdisputieren, daß die Vorstellung, ein gütiger Gott lenke die Geschicke der Menschen und stehe denen, die zu ihm aufblicken und beten, in ihrer Not bei, helfe denen, die auf ihn hoffen und vertrauen, in die Wunden des Herzens Balsam träufelt, das gebeugte Gemüt aufrichtet und die Hoffnung Blüten treiben läßt, deren Duft und Anblick die Seele erquickt, auch wenn sie keine Früchte zeitigen. Ebenjowenig läßt es sich verkennen, daß in dem Glauben, die menschlichen Bestimmungen und Handlungen stehen unter der Kontrolle des allwissenden Gottes, der die Tugend mit Wolergehen belohnt, das Laster mit Leid heimjucht, ein sehr kräftiges ethisches Motiv liegt. Freilich darf nicht vergessen werden, daß die Vorstellungen von der Erfahrung häufig genug widerlegt werden, weshalb es eine der wichtigsten Aufgaben der Theologie aller Zeiten war, den Widerspruch des Lebens gegen die Lehre hinwegzurationalisieren, den Glauben gegen die Stürme des Zweifels zu stützen. Andererseits können wir aus dem Leben und den Werken zahlreicher dem Supranaturalismus abgewandeter Persönlichkeiten, die zu den besten aller Zeiten gehören, die Ueberzeugung schöpfen, daß es der Monismus mit dem Supranaturalismus in jeder Beziehung aufnimmt.

Im folgenden wollen wir zu zeigen versuchen, daß der Monismus für das, was der Supranaturalismus der Menschheit einst leistete, vollen Ersatz bietet.

Wir beginnen mit der Moral und wollen zunächst das Gebiet derselben abgrenzen und ihre Grundbegriffe feststellen.

(Fortsetzung folgt.)

### Kirchenbuße.

#### Kirchenbuße!

Das Wort ertönt und anzudenken wieder im zornzitternden Hirn alle die eingezargten tausend blutigen Wehgeschichten von dem armen bleichen „Bruder“ in der engen, kleinen, wahnjinnig-weißen, ewiggleichen, ewiggeschlossenen Klosterzelle, die nur einen Eingang und keinen Ausgang hat; in der er seine Lebensstunden nach den Regentropfen zählt, die an das umgitterte Fenster schlagen, welches er nicht erreichen kann; das ihn die Sonne ahnen läßt, die Sonne, den Himmel und die Erde, die Menschen, die an Sonne, Himmel und Erde sich erfreuen; an der Sonne, die für ihn nun keinen Strahl mehr hat; an dem Himmel, der für ihn nur nicht mehr blauen darf, kein Mondglück hat, kein Sternennächchen mehr erzählt; an der Erde, die allen, allen Blumen treibt und ihm nur, ihm allein harte braune rissige Dornen . . . . Und sie schrillen aus Ohr die letzten Ausschreie der armen gemarterten Nonne, welche pfäffisch-wollüstige Grausamkeit lebendig eingemauert . . . . Und heranbraust der ganze Zimmerchor der unglücklichen Mädchen, die vor den Kirchentüren knien, den Strohfanz auf dem Haupte, weil sie das Verbrechen begingen — Opfer eines Verbrechens an ihrem Herzen, ihrem Glauben, ihrer Liebe zu sein . . . . Und Heinrich, der Wüßer von Canossa, wankt heran an der Spitze der tausend und tausend durch die Kirche und die Inquisition Gerichteten und Vernichteten . . . . „Wem großt nicht greinend das Herzblut?“ Wem Krampf's nicht grimmig die Faust, heut noch in das Gesindel zu schlagen, das im Namen eines erfundenen Gottes die Leiber brach und den Geist vernichtete, den herrlichen menschlichen Geist?

#### Kirchenbuße!

Es knüpft an das Wort sich gewiß der Begriff von Tod und Verurteilung; und wer auch nur halbweg für düstere Romantik empfänglich ist, wird in den hohen, hallenden Klostergängen, in dem öden Einerlei des Klosterlebens mit seinen mannigfachen, streng behüteten, nie recht berührten, kleinen und großen Geheimnissen überreichlichen Stoff finden, die trübsten und düstersten Szenen sich auszumalen; ehot doch jeder Schritt auf den kalten Steinfliesen einen Ton, wie aus dem Grab geholt — und es ist doch nicht gar so schrecklich um die Kirchenbuße.

Ich wenigstens weiß eine Geschichte davon zu erzählen, die wenig, blutwenig von Tod und Tortur, dagegen viel, sehr viel heiteres Moment enthält, und dem sie passiert, der hält sich heute noch den Bauch dabei vor Lachen, wenn uns ein Glas Brälatenweins in „seinem“ Pfarrhause vereint und wir der Geschichte gedenken. Nur schlägt er gleich drauf ein Kreuz, denn Frau Karoline . . . . . Doch, daß ich erzähle.

Julius D . . . war ein zwar tüchtiger aber blutarter Teufel von Stubent, der noch ärmer wurde, da wir unsere Humaniora „durchgehoßt“ und beim Abiturienten-Examen bestanden hatten oder durchgefallen waren, denn da flatterte der ganze schöne Kreis auseinander, der uns aneinander und D . . . seinen Lustigmacher, ausgehalten hatte. Der eine kam dahin, der andre ging dorthin und die gelobte „ewige Freundschaft“ in Brüche, insoweit zumindest, als darunter die pekuniäre Unterstützung . . . von Seite der günstiger gestellten Schulgenossen standen war. Kurz entschlossen ging er ins Kloster. Nur suchte er sich das reichste aus. Er hatte kaum die Weihen hinter sich, als sich die

Notwendigkeit einer Aushilfe für den alternden Pfarrer auf einer der zahlreichen von dem Kloster zu vergebenden Pfarreien herausstellte, und er dazu ausersehen wurde.

Pater Julius half also aus: dem Pfarrer im Messlesen, dem Lehrer in der Schule und dienstbereit wie er war, auch dem sechzehnjährigen Karolindchen, der schmusen Lehrerstochter, wo sie gerade Hilfe brauchte, im Garten und im Hausweien.

Und das ging ziemlich lange Zeit so. Wenigstens an die sechs Monate. Aber dann kam's wie in der Novelle. Er wurde träumerisch, kopfhängerisch, mondheinschwärmend und er suchte „sie“ — und „sie“ wurde träumerisch, kopfhängerisch, mondheinschwärmend und sie — wich „ihm“ aus . . . . Und „er“ fand „sie“ und sprach von Glück und seliger Zeit und — Liebe und „sie“ entwickelte Grundsätze. Er wurde melancholisch und sie still verschlossen. Und die Welt, soweit sie wenigstens in jener Pfarre lebte und liebte, aß und trank, und schlief und — tratschte, schüttelte den Kopf dazu.

Eines Morgens aber, da kam sie aus dem Schütteln garnicht heraus. Die Sechsuhrmessa las der „alte Pfarrer“, die Predigt hielt der „alte Pfarrer“, in der Schule blieb der „Katechismus“ aus und im Wirtshaus der — Meßner. Er rante wie besessen herum und fragte nach dem Pater Julius. Dafür aber kam der Lehrer, der dort ungewohnteste Gast, ins Gasthaus und fragte nach Karolindchen. Sie war während der Zeit verschwunden.

Der „alte Pfarrer“ berichtete ein scandalum ans Kloster: Pater Julius ist mit der Lehrerstochter durchgegangen.

Pater Julius ist mit der Lehrerstochter durchgegangen.

So war's.

Und's blieb dabei.

Es kam ein neuer Aushilfspriester und des Lehrers Hausweien besorgte seine jüngere Tochter.

Pater Julius und Linchen waren vergessen.

Da lief eines Tages im Kloster ein Brief aus Berlin ein, in dem Pater Julius meldete, daß er mit seiner erwählten Braut glücklich und wohlbehalten in Berlin angekommen; daß man ihn, der seinen Glauben ablegen werde, um seine geliebte Karoline heiraten zu können, dort mit offenen Armen aufgenommen; und daß er jetzt um gefällige Zusendung seiner Zeugnisse bitte, die er notwendiger brauche, um eine Stelle erlangen zu können.

Großes Köpfe-Zusammenstecken im Kloster und — Schweigen.

Und das Schweigen bedeutete Elend für das junge Pärchen, das sich zu rosig die protestantische Welt gemalt, denn so schlecht man in Berlin zu leben gewohnt, man lebt dort doch auch nicht von der Luft, und alles andere kostet Geld, welches das Liebespärchen nicht hatte.

Es überlegte just, ob es nicht besser wäre, daß Julius ins Kloster zurückkehrte und Linchen zu den Kartoffelstöpseln des Vaters, trotz Kirchenbuße und Schande, als ein sehr wolgenarter, sehr glatt rasierter und sehr wolwollend dareinblickender Herr in einem der ersten berliner Hotels abstieg und am nächsten Morgen die fünf Treppen zu Julius färglicher Dachlampe emporkletterte.

Julius war allein. Und er verkehrte sehr lange mit dem sehr wolgenarten, sehr glatt rasierten, sehr wolwollend dareinblickenden Herrn, bevor dieser noch wolwollender dareinblickend endlich den jungen Mann verließ.

Was sie verhandelt blieb ein Geheimnis, aber jedenfalls waren es keine unangenehmen Dinge, denn auch Julius schien sehr zufrieden zu sein, als sein Besucher wieder. Freilich ist die Frage: Ob mit sich, oder mit seinem Besucher — aber so viel steht fest, daß Julius und seine kleine „Frau“ — obzwar diese mit verweinten Augen — zum erstenmale damals in einer der besten berliner Restaurationen speisten; daß sie ihre Dachkammer kündeten und sich in einem Hotel einmieteten und daß Julius nach einigen Tagen aus Berlin — verschwand.

Fast gleichzeitig mit seinem Verschwinden aber tauchte im Kloster und in den Kreisen, mit denen Julius während seiner Priesterschaft in Verbindung getreten, die Nachricht auf, „der durchgegangene Vater Julius hat sich deh-, weh- und reumütig seinen geistlichen Gerichten gestellt und tut Buße.“ —

Und es mußte eine schwere Buße gewesen sein, die ihm „von seinen geistlichen Gerichten“ auferlegt worden war, denn als er nach fünf Monaten seine Bußzelle verließ, um als Pfarrer auf einer der reichsten Pfarren in installiert zu werden, hatte er keine Farbe, hatte er die Gelenkigkeit seiner Glieder verloren — er war nicht mehr bleich, hungerbleich, und hatte Zeit angezettelt.

Karoline aber blieb verschollen.

Ist sie verdorben? Ist sie gestorben?

Niemand weiß es; niemand spricht davon.

Ihr Vater ist aber ein ostgeheuerer Gast in Julius' Pfarrkirche und Frau Karoline, die Haushälterin des „Herrn Pfarrers“ nennt ihn — Vater, wahrscheinlich um dem alten Manne leichter über den Verlust seiner Tochter hinwegzuhelfen, denn Lehrers „Kinchen“ kann sie ja doch nicht sein, da Kinchen liebenswürdig war und Frau Karoline, heut eine stattliche Dreißigerin, ein — Haupttrache ist, vor dem der Herr Pfarrer, den sie respektwürdig genug, wie er selber gestanden, unter vier Augen nur „Julius“ ruft, regelmäßig ein Kreuz schlägt, namentlich wenn er „seiner“ Kirchenbuße gedenkt.

**Der ulmer Münster.** (Illustration Seite 184 u. 185.) Schon als die Kreuzblumen auf dem kölner Dom ihren hohen Platz eingenommen und damit die Vollendung dieses stattlichen Riesenbaues verkündeten, wurde für die endliche Fertigstellung eines anderen gotischen Bauwerkes in der Presse Propaganda gemacht: für den Münster zu Ulm. Anfangs waren zwar die Meinungen geteilt, indem die einen zuerst dem strasburger Münster seinen zweiten Turm aufsetzen wollten, aber schließlich hat doch die erstere Richtung den Sieg davon getragen und das kühn begonnene Werk Schwabens soll durch Unterstützung Gesamtdeutschlands endlich seiner Vollendung entgegengeführt werden. Es wird aber auch Zeit! Denn just am 30. Juni 1377 war es, als Ludwig Graf, Bürgermeister der freien Reichsstadt Ulm, unter reger Beteiligung von Jung und Alt aus der Bürgerschaft den Grundstein zu diesem Gebäude legte. Wer die damals den Bau leitenden Meister waren, oder wie der Mann hieß, der den ersten Plan dazu angefertigt — die Anregung mag wol aus der Bürgerschaft selbst hervorgegangen sein — ist nicht bekannt, und es ist nur die Rede von den Baumeistern Michael und Heinrich, es wird aber nicht gesagt, von wo sie gekommen und welcher Schule sie entwachsen und angehört. Von 1390—1480 waren mehrere Generationen aus dem Geschlecht der Enfinger als bauleitende Meister tätig und von 1474 ab wurde der Bau unter Leitung des Matthäus Böblingen aus Eßlingen weitergeführt. Der Meister sollte den Turm vollenden, ergriff aber vor dem erschrecken und aufgeregten Volke die Flucht, als derselbe zu sinken drohte. 1471 wurde das Gewölbe des Mittelschiffes und 1478 das der beiden Seitenschiffe geschlossen; die Ausstattung des Turmes erfolgte wahrscheinlich erst im 15. Jahrhundert. Um 1405 war bereits die Kirche feierlich eingeweiht worden.

Schon bei der Grundsteinlegung hatte sich die Opferfreudigkeit der Bürger Ulms — der Bürgermeister vornan — für das begonnene Werk gezeigt; wer Geld und Geldeswert darbringen konnte, brachte es, und so wurde es möglich, daß man 900 000 Gulden bar zum Bau verwenden konnte. Aber die biedern Ulmer hatten auch nichts geringeres vor, als eine Kirche zu bauen, in der sich der strasburger Münster verstecken könnte. So soll Matthäus Böblingen die Absicht gehabt haben, den Turm 139 Meter hoch aufzuführen — bis zu 77 Meter brachte man es aber bis heute erst fertig — und mißt doch die Fläche, welche der gewaltige Bau bedeckt, 1473 Quadratmeter. Ursprünglich waren für das Innere nur ein Mittel- und zwei Seitenschiffe projektiert, die an Breite fast gleich waren, während das Hauptschiff in doppelter Höhe über das Seitengewölbe emporragte. Aber im Anfang des 16. Jahrhunderts mußte man aus Sicherheitsrücksichten für den Bau, welcher one Strebepfeiler errichtet war, die Seitenschiffe durch eine Säulenreihe teilen und stellte somit ein fünfgeschiffiges Inneres her, das sich, da nun

die Seitengewölbe quadratisch sind, viel schöner ausnimmt. In neuester Zeit erst wurden auch die auf unserem Bilde sichtbaren reichen Strebepfeiler ausgeführt. Die parallel laufenden fünf Schiffe sind nicht, wie sonst meist bei gotischen Domen, durch ein Querschiff unterbrochen — wodurch der Grundriß die Form des Kreuzes erhält — an ihrem obern Ende schließt sich unmittelbar in der Breite des Mittelschiffes der Chorraum an, der am Ende durch die fünf Seiten eines Zehneckes seinen Abschluß findet. Die lichte Höhe des Hauptschiffes ist ähnlich wie beim kölner Dom 133 Fuß, die lichte Breite 54 Fuß; die Seitenschiffe, welche sich als Stütze an diese riesige Wölbung anlehnen, sind im lichten 66 Fuß hoch. Die ganze äußere Länge des Bauwerkes beträgt übrigens 490, im lichten 392, die Breite 170 rheinische Fuß. Das Innere ist bis zur Dürftigkeit schmucklos. Aber gerade diese Einfachheit wirkt ganz bedeutend, indem dadurch die Höhendimensionen bedeutend vergrößert werden. Früher waren auch die Wände reich bemalt, Heiligenbilder lehnten an den Pfeilern, allerhand reiches Schnitzwerk schmückte den Raum — so sollen sich allein 51 Altäre teilweise sogar bis an die Wölbung erhoben haben — die hohen Fenster waren mit prächtigen Glasmalereien versehen. Aber mit der Reformation erkaltete in der Bürgerschaft nicht nur die Liebe für die Fortsetzung des Gebäudes — die Schnitzereien gingen samt den bunten Glasheiden der Fenster in Trümmer, die Malereien auf den Wänden wurden überflutet und machten jener nun die Herrschaft antretenden Poésie- und Farblosigkeit Platz, bis sich in den letzten vierziger Jahren der Sinn für dies alte Baudenkmal wieder zu regen begann und nun auch mit Erfolg wieder daran gegangen wurde, das von den Vätern begonnene zu vollenden. Unsere Illustration zeigt das Werk mit den beiden Türmen am Chorende nach ihrer Ausführung.

Der mächtige viereckige Unterbau überragt die Kirche bedeutend und hat one Mästel und Helm mit seiner provisorisch aufgesetzten Spitze schon die respektable Höhe von 307 Fuß. Er besteht aus drei Stockwerken, von denen das untere die uns mit drei gotischen Spitzbögen gegenüberstehende Vorhalle, welche zum Hauptportal führt, bildet. Das zweite setzt das Motiv der Säulen und Bögen des ersten Stocks fort, nur in feinerer und zarterer Gliederung. Das obere zeigt endlich eine reichere Vergitterung und feineres Stabwerk. Man denke sich nun auf diesem kolossaligen Bau das Mästel, mit den ihn umgebenden Fialen und sonstigen reichen Formen, darauf der zart durchbrochene und feingliederte Helm hoch in seiner Kreuzblume abgeschlossen in den Lüften emporragend, und man kann sich ein Bild von der gewaltigen Wirkung machen, den dieses Werk auf den Beschauer üben muß. — ert.

**Indische Räuber.** (Illustration Seite 188.) Räuber und Spitzbuben gibt es leider noch überall, also auch in Indien und zwar sind sie dort ebenso schlaue, wenn nicht noch ausgefeilter als im zivilisierten Europa, wo oft die Handlanger der Gerechtigkeit mit den Spitzbuben ersten Ranges Bruderschaft machen und mit stelen helfen müssen, um diese der Madame Justitia in die Hände zu liefern. Unser Bild zeigt uns nun in einer Szene, mit welchem Raffinement die indischen Fachgenossen unserer Rosa Spondors und Schinderhannes zu Werke gehen, um ihren Feinden ein K für ein U zu machen. Auf einem ihrer Schleichwege von den Sicherheitsmannschaften aufgespürt in der weiten wenig bewachsenen Fläche, die keinen Schlupfwinkel bietet, ergreifen sie ein Mittel, das ebenso einfach ist, wie es ihre Verschlagenheit charakterisiert. Sie werfen sich nämlich in dem fahlen Gestrüpp teils auf den Boden, strecken die Glieder steif von sich, oder stellen sich derart und erfassen die trockenen Zweige, daß man in der wenig vom trüben Mondschein erleuchteten Nacht sie aus der Ferne von den Baumstämmen nicht zu unterscheiden vermag und wol auch oft in dem Wahne, sie seien nichts anderes als Baumstrünke, vorüber geht oder reitet. Ob ihnen auch diesmal ihr schlaues Spiel gelingen wird, können wir freilich noch nicht sagen. — ert.

### Redaktionskorrespondenz.

**Kassel.** L. W. Ihre Verse sind zur Veröffentlichung keineswegs geeignet, sie sind schwach und inkorrekt in Gedanken und Ausdruck. Ihren guten Willen erkennen wir gerne an, aber wir raten ihnen, wie schon vielen andern zuvor, Sie möchten sich zunächst bemühen, in prosaischer Darstellung die deutsche Sprache beherrschen zu lernen. Von poetischen Werken empfehlen wir Ihnen die Sammlung „Edelsteine deutscher Dichtung“, welche durch die Expedition der „Neuen Welt“ zu beziehen ist.

**Frankfurt a. d. O. P.** Ihr Wunsch, wir möchten uns „heimlich“ erkundigen, ob und wo und unter welchen Umständen die zwanzigjährige L. aus Ludau gegenwärtig in — Württemberg lebt — „wo weiß ich eben nicht“ —, ist ja recht bescheiden und für unser höchst schmeichelhaft, da die Aufgabe, die Sie uns damit stellen, zu den äußerst schwer lösbaren gehören dürfte, wir haben aber vorläufig doch noch einiges dringenderes, das zugleich bessere Resultate verspricht, zu tun. Nehmen Sie's nicht übel.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie. Von Manfred Wittich. — Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Dr. Max Bogler. (Schluß) — Die Religion der Räuber. (Mit Illustration.) — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Dieß in Stuttgart.